

SCHWÄBISCHE HEIMAT

4

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1967



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1967

18. Jahrgang

Viertes Heft — Oktober / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: *Geburt Christi vom Blaubeurer Altar*

Aufnahme Holder

INHALT

Prosit Neujahr! 209

Württembergische Banngebiete

Von Helmut Schönnamsgruber 210

Die Gründung der Stadt Blaubeuren

Von Otto-Günter Lonhard 226

Gedanken zum Wiederaufbau des Neuen
Schlosses in Stuttgart

Von Walther-Gerd Fleck..... 234

Neue Chorographia und Historia Teut-
scher Nation

Von Reinhold Broese 241

Forstliche Schulen und Lehren in
Württemberg

Von Willy Leygraf 247

Diana im Kirbachtal

Von Lene Kübler-Fleischhauer..... 252

Aus dem Leben einer berufstätigen
Frau um 1870

Von Siegfried Greiner 253

Die Regenbogenbrücke

Von Wilhelm Kohlhaas 255

Buchbesprechungen 257

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 261

Prosit Neujahr!

Auf, mit Freuden, Christenheit,
Gott geb' Glück zu neuer Zeit.
Neues Glück und neues Leben
woll' uns Jesus wiedergeben.

Im 1968. Jahr
meinen Wunsch Gott mache wahr.
Er segne Frucht, Obst und auch Wein
und alle Menschen groß und klein.

Jetzt wünsch' ich dem Hausvater in seinem Stand
ein gutes neues Jahr von Gott gesandt.

Der Hausmutter wünschen wir's auch zugleich
ein gut's neu's Jahr, einen gesunden Leib.

Den Kindern wünschen wir's allermeist
vom Vater der Barmherzigkeit.

Jetzt wünsch' ich Euch zum Unterhalt
ein gesundes Vieh im Stall,
das wünsch' ich Euch zu Euren Kräften,
Gott kann es machen am allerbesten.

Ach Herr, laß in Deinen Willen
auch die Großmutter schließen ein,
daß sie doch in Jesu Namen möchte gehen aus und ein.
So wenn Gott will, sie nur scheidet
aus der Welt in Himmels Saal,
ach so führe sie mit Freuden
zu der auserwählten Schar.

Nun, ich wünsch' Euch für und für
ein gesundes neues Jahr allhier.

Noch um die Jahrhundertwende war der Brauch des Neujahrsansingens allgemein üblich. Die vorstehenden Verse hat eine über 80jährige Einwohnerin aus Hepsisau aufgeschrieben. Ihr Vater war Nachtwächter, und ihm war es auch aufgegeben, das neue Jahr anzusingen. In Hepsisau gab es damals noch zwei Nachtwächter, einen für die Vor- und einen für die Nachwache.

Beim Neujahrsansingen wurden die beiden Nachtwächter kräftig von ihren Töchtern unterstützt. Die kleine Gruppe zog in der Neujahrsnacht im Dorf von Haus zu Haus und trug die Verse vor. Als Belohnung dafür gab es Nüsse, Äpfel und „Schnitze“ (getrocknetes Obst), vielfach auch Mehl.

Mitgeteilt von Werner Frasch

Württembergische Banngebiete

Von Helmut Schönnamsgruber *

Einleitung

Wenn von Banngebieten in Württemberg die Rede ist, denkt mancher an die frühere Bedeutung dieses Wortes für Gebiete, in denen ein bestimmtes Jagdrecht herrschte. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick sei deshalb vorangestellt.

Zur Zeit der Sachsenkaiser gab es schon Bannforste¹, also Wildbannbezirke, auch auf fremdem Grund und Boden. Diese Banngebiete beschränkten das Jagdrecht des gemeinen Mannes und gaben den Fürsten die Möglichkeit, in solchen Forsten Wild in großer Zahl zu hegen und zu bejagen. Vom 9. bis zum 11. Jahrhundert treffen wir in unserem Raum Wildbänne² an, so z. B. die bis ins 15. Jahrhundert bestehenden Gebiete um Neuenbürg und das Wildbad, zu Schiltach und Hornberg, am Stromberg, zwischen Glemswald und Stromberg, den Schönbuch und die Herdern, die heutigen Härden, schließlich um Schorndorf, Kirchheim, Urach, Zwiefalten und Sigmaringen. Hierzu möge das Uracher Forstbuch Erwähnung finden, das etwa 1415 entstanden ist und solche Wildbänne anführt.

Wir können in der Entwicklung die Abfolgezeichnen: königlicher Forst-Wildbann, Wildbann, landesherrlicher Forst.

Königsforsten bestanden um Ellwangen (Virgundwald), heute Virngrund genannt, und bei Murrhardt. Bekannt ist z. B. auch der Wildbann der Schenken von Limpurg. Die spätmittelalterlichen Forsten bauen auf Wildbannbezirken auf.

Wildbannprivilegien für die Klöster³ sollten aber auch Schutz gegen unbefugte Rodungen anderer Herren bieten. Bis zum 15. Jahrhundert war unter solchen Banngebieten ein Hoheits- und Jagdbezirk, ein Nutzungsbezirk zu verstehen.

Wenn der Inhaber eines solchen Bannes seinen Untertanen gegen Entgelt die Waldweide, die in jener Zeit eine bedeutende Rolle spielte, gestattete, machte er sein Recht finanziell nutzbar, er bezog den Erlös aus dem Eckerich. Sicher hat eine solche Unterschutzstellung sich auf den Zustand der Wälder ausgewirkt. Sein Einfluß war freilich häufig negativer Art, bedeutete eine Überhege des Wildes

oder führte, wenn das Recht abgetreten wurde, zu übermäßiger Beweidung oder Streunutzung, auch zu starken Holzentnahmen. So kann es nicht verwundern, daß in der Folgezeit strenge Forstordnungen erlassen werden mußten, um den Waldverwüstungen Einhalt zu gebieten.

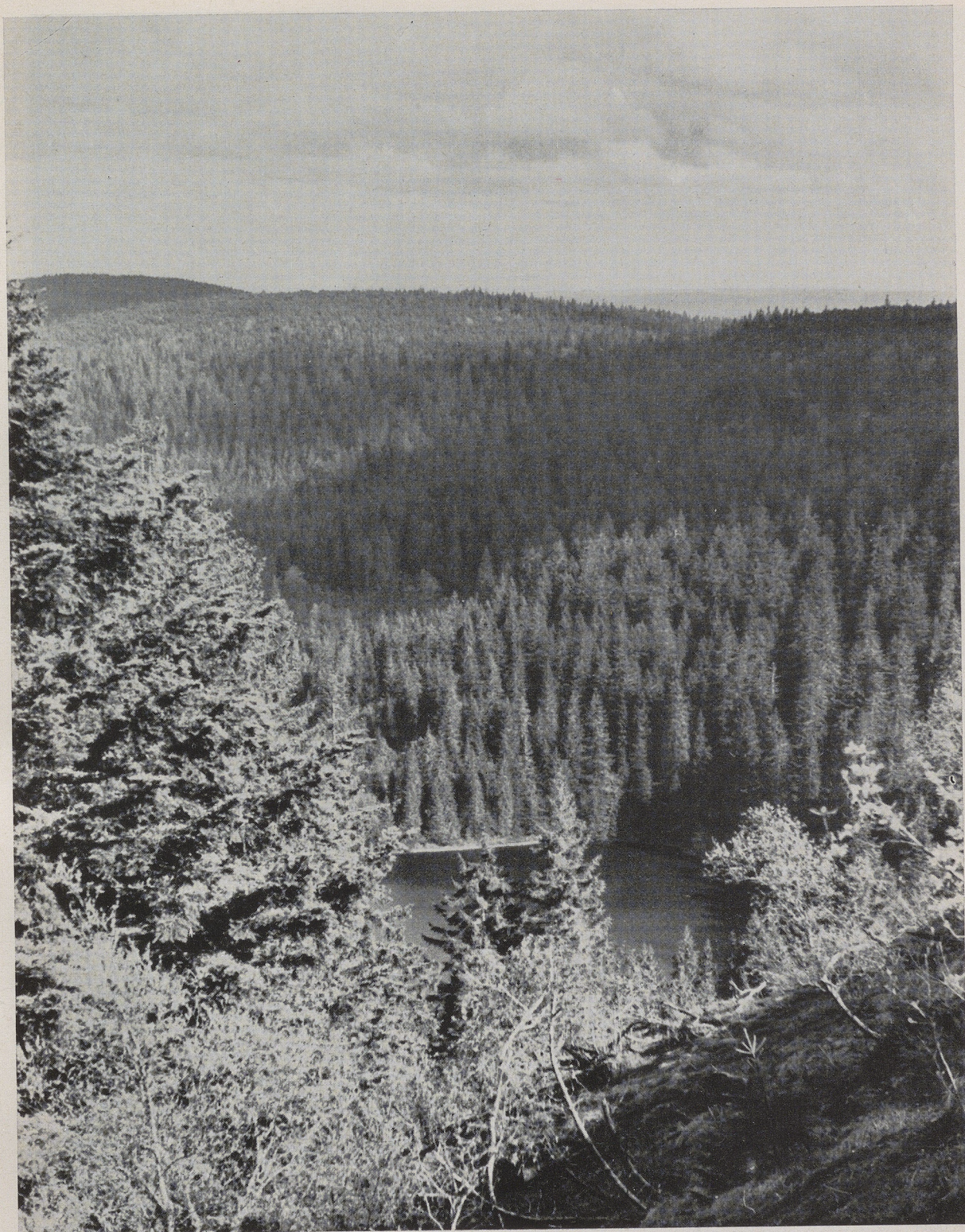
Banngebiete im Sinne des Naturschutzes

Wenn wir heute von Banngebieten sprechen, hat dies einen anderen Sinn. Wir meinen Naturschutzgebiete, in denen die menschlichen Eingriffe unterbleiben sollen, in denen auf jede land- und forstwirtschaftliche Nutzung verzichtet wird und die Natur sich ungestört entwickeln kann. Schon im Jahre 1900 trat Robert Gradmann⁴ in den Albvereinsblättern für die Schaffung staatlicher Bannwälder ein. „Für eine der Hauptfragen, das Problem der Urvegetation, ist freilich der Weg, der wohl am sichersten zum Ziel führen müßte, bis jetzt kaum zugänglich, nämlich der Weg des Versuches. Es ist neuerdings von verschiedenen Seiten fast gleichzeitig der Gedanke angeregt worden ... Stücke des heimischen Bodens, sofern sie nur Beispiele von urwüchsigen Landschaftsformen darstellen, in ihrem Zustande dauernd zu erhalten ... Es wäre überaus dankenswert, wenn sich dieser glückliche Gedanke noch dahin erweitern ließe, daß auch solche Typen, die bereits eine mehr oder weniger bedeutende Veränderung durch die Kultur erlitten haben, in einzelnen Fällen ... dem Naturzustande, so gut es geht, wieder zurückgegeben werden. Erst wenn durch solche systematische Verwilderungsversuche unwiderleglich festgestellt ist, was aus den einzelnen Waldformen ... nach Beseitigung allen menschlichen Einflusses zuletzt wird, kann man angeben, was die gesamte europäische Landschaft ohne den Menschen wäre ...“

Gradmann betonte auch, daß nicht nur Gefühls- werte, besonders ästhetischer Art, allein den Ausschlag zu geben hätten, vielmehr auch wissenschaftliche Überlegungen, also Untersuchungen der Vegetationsentwicklung angestellt werden müßten.

Otto Feucht⁵ brachte 1907 in einem Vortrag „Zur

* Erweiterte Fassung eines Vortrags im Südwestfunk, Landesstudio Tübingen, in der Reihe „Unser Heimatspiegel“ am 7. 11. 1966.



Wildsee

Aufnahme Lohrmann



Urwald im Banngebiet „Wilder See“ beim Ruhestein

Aufnahme Lohrmann

Vegetationsgeschichte des nördlichen Schwarzwaldes“ konkrete Vorschläge zur Sicherung bestimmter Moorreste, besonders in den Karen. Auf Anregung des damaligen Amtsvorstandes des Forstamtes Obertal, Oberförster Huß, wurde eine Waldabteilung, die einigermaßen dem Urbild der natürlichen Waldzusammensetzung zu entsprechen schien, ausgeschieden, um künftig von jedem forstlichen Eingriff verschont zu bleiben. Damit war das geschaffen, was Jahrzehnte später in Norddeutschland als „Naturwaldparzellen“⁶ gefordert wurde.

Teuch⁷ schrieb 1922: „Wo sollen wir denn die Gesetze der Natur, das Werden und Vergehen von Wald und Heide noch erforschen, wenn der letzte Rest unbeeinflusster Natur einmal aus der Heimat verschwunden sein wird?“ Und 1926⁸ stellte er ganz klar den Sinn solcher „Naturwaldparzellen“ oder Banngebiete heraus: „Darin liegt der Nutzen richtiger Naturschutzgebiete im Walde, daß sie uns ständig vor Augen führen, was Natur ist und wie der Wald ohne unser Zutun sich entwickelt, sich

gleichbleibt oder ändert und im Vergehen sich erneuert.“

Unberührte Gebiete?

Wir wissen alle, daß sich fast nirgendwo in Mitteleuropa heute noch Reste wirklicher Urwälder finden. Was uns als urwaldartige Bildung erscheint, ist häufig das Ergebnis jahrhundertelanger Eingriffe des Menschen, entstand nach großen Waldbränden oder wurde zumindest einseitig beeinflusst durch das Überhandnehmen von Pflanzenfressern wie Reh und Hirsch nach fast völliger Ausrottung des Großraubwildes⁹.

Ist es dann überhaupt sinnvoll, in unserer weitgehend vom Menschen umgestalteten Kulturlandschaft „Naturwaldparzellen“, Banngebiete auszuscheiden, unter Schutz zu stellen und sich selbst zu überlassen? Was soll denn geschützt werden? Welche Bedeutung haben solche Flächen für die Allgemeinheit, für Forschung, Lehre und forstliche Praxis?

Mehr und mehr verändert der Mensch gerade unse-



Urwald im Banngebiet „Wilder See“ beim Ruhestein

Aufnahme Lohrmann

rer Zeit die Landschaft. Die im Laufe von Jahrhunderten entstandenen waldfreien Flächen sind steten Wandlungen unterworfen. Immer größere Landschaftsteile werden von Siedlungen, Verkehrswegen, Industrieanlagen in Anspruch genommen. Besonders in Räumen dichter Besiedlung muß der Wald große Opfer bringen. Andererseits vollzieht sich auf den sogenannten Grenzertragsböden eine Veränderung der Landschaft durch zunehmende Aufforstung. Steile Lagen und enge Täler werden mit Fichte bepflanzt.

Auch im Walde selbst ist, beginnend zu Ende des 18. Jahrhunderts, ein Wandel festzustellen. Die Vielfalt der früher vorhandenen Waldgesellschaften nimmt ab, macht häufig, zwar im Augenblick ertragsreicheren, aber großenteils einförmigen Fichten- und Kiefern-Forsten Platz. Zeugnisse einstiger Waldnutzungen in Form der Hudewälder, Hauberge, Wildparke verschwinden mehr und mehr.

Aber gerade solche frühere Bewirtschaftungsformen bieten dem Auge besondere Reize, werden vom Menschen als „schön“, als „natürlich“ empfunden, beeinflussen alle Sinne und tragen damit zu echter Erholung bei. Urwaldähnliche Bilder wirken dagegen häufig abweisend, fremd, beängstigend auf den Menschen. Nicht umsonst floh der Mensch früher dichte, geschlossene, wilde Wälder. Es darf dabei daran erinnert werden, daß Wälder zu Verteidigungszwecken frühzeitig gebannt wurden, z. B. der Wilde Forst in Ostpreußen oder der Reichswald am linken Niederrhein.

Aus anderen Gründen gibt es bis in unsere Zeit ein Banngebiet, das schon seit 500 Jahren besteht, die Reiherhalde beim Schloß Morstein im Jagsttal¹⁰. Die Freiherrn von Crailsheim hatten das dortige Gebiet zur Zeit der Reiherbeize gebannt und so eine Graureiherkolonie gegen die Angriffe der Fischer verteidigt. Holznutzung und Jagd waren auf dieser Fläche untersagt, und dabei ist es bis heute geblieben.

Das Banngebiet am Wilden See beim Ruhestein

Ein Banngebiet, das die ungestörte Entwicklung der Waldvegetation zeigen und größere Flächen umfassen sollte, wurde durch die Württembergische Forstdirektion 1911 am *Wilden See beim Ruhestein* geschaffen. Professor *Christoph Wagner* aus Tübingen riet schon 1908¹¹ „diesen Wald, der sich unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen, insbesondere den ungeheuren Schneemassen, die sich alljährlich im Kessel und an seinen Hängen ansam-

meln, emporgearbeitet hat und teilweise immer wieder zu Boden gedrückt wird, vor jedem menschlichen Eingriff zu sichern und damit das gesamte schöne Landschaftsbild in seiner natürlichen Beschaffenheit dauernd unberührt zu erhalten“.

Aber handelte es sich hier tatsächlich um ein unberührtes Gebiet? Ein großer Waldbrand, von Brandstiftern angelegt, der vom 4.–23. August 1800 wütete und eine Fläche von 3500 Morgen erfaßte, hatte mit Sicherheit, wie *Otto Feucht*¹² 1928 berichtete, Teile des heutigen Banngebietes vernichtet. Außerdem wurde das obere Drittel am Wilden See damals noch beweidet. Höchstens auf kleinen felsigen oder sehr nassen Flächen blieben Reste ursprünglichen Waldes erhalten. Die unteren Hangteile, deren Waldbestand das Feuer vernichtet hatte, wurden dann mit Fichte, Forche, Tanne und etwas Birke, Ahorn und Ulme angesät. Nach Ablösung der Weiderechte auf den Grinden 1864 wurden die Blößen mit Legforchen bepflanzt, um unter ihrem Schutz auf den rauen Kammlagen Fichten heranzuziehen. Das Saatgut stammte freilich von Zapfen der Legföhren dieses Gebietes und wurde nicht von auswärts beigebracht. Seit dieser Zeit aber konnte sich der Wald ungestört und ohne menschliche Eingriffe entwickeln.

Die Schutzverordnung¹³ sah vor, das Gebiet unberührt von Eingriffen des forstlichen Betriebs zu lassen, sie verbot jede Art der Veränderung der Bodengestaltung, also auch die Anlage von Wegen. Als Ausnahme gibt es nur einige Pfade für Wanderer. Verboten wurde auch die Streugewinnung und der Abbau von Steinen und Erde.

75 Hektar Fläche waren damals durch die Weitsicht der Forstdirektion sichergestellt worden, lange bevor es eine Naturschutzgesetzgebung gab.

Heute zeigt sich, daß dieses Banngebiet zum interessantesten gehört, was in unserem Lande an Naturschutzgebieten zu finden ist. Wir müssen *Otto Feucht*¹² beipflichten, der 1928 feststellte: „Den Kampf- und Siegeszug des Waldes mit seinem Vordringen und mit seinen Rückschlägen macht das Banngebiet uns lebendig. Darauf beruht sein Hauptwert für Forschung und Wirtschaft.“

Was ist nun das Besondere am Banngebiet um den Wilden See? Das Vordringen des Waldes auf die früher waldfreien und beweideten Hochflächen der Grinden wird deutlich. Im Schutze der Latschen oder Bergkiefern kommen Fichten einzeln oder in Gruppen hoch, teils kümmerlich, langsamwachsend, von Flechten bedeckt, die Gipfeltriebe von Schnee oder Rauhreif gebrochen, einige wenige auch gut



Naturschutzgebiet „Untereck“ bei Lauffen an der Eyach

Aufnahme Koch

gedeihend, vor allem im Windschatten. Wir erkennen eine natürliche Auslese. Besonders widerstandsfähige Rassen, schlankwüchsig, mit eng anliegenden Ästen, wie sie in den Karen häufiger vorkommen, wachsen besser. Diese schließen sich später über den Latschen zusammen und bringen sie zum Absterben. Der Krummholzgürtel wandelt sich in einen Fichtenwald um. Aber auch Birke und Vogelbeere kommen auf und bereichern das Bild der Grinden.

Die Waldpartien an den Karwänden zeigen uralte Tannen, Fichten, einzelne Buchen, Forchen und Bergahorne. Wenn die Stämme zusammenbrechen, geben sie ein ideales Keimbett für den Jungwuchs ab. Besonders die Fichte fühlt sich hier wohl und wächst reihenweise auf den Resten vermoderter Stämme. Wir sehen typische urwaldähnliche Bilder vor uns, wie wir sie aus dem Böhmerwald oder den Karpaten kennen.

Das Banngebiet um den Wilden See wurde durch Inkrafttreten des Reichsnaturschutzgesetzes zum Naturschutzgebiet erklärt und erweitert. Neben Flächen, in denen jeder forstliche Eingriff verwehrt ist, gibt es auch sogenannte Schongebiete. Hierunter werden Waldteile verstanden, die mit besonderer Rücksichtnahme auf die landschaftliche Schönheit forstlich genutzt werden können¹⁴.

In neuester Zeit wurde auf der Hochfläche an einigen Stellen in die aufkommende Bewaldung eingegriffen¹⁵. Dies geschah nicht etwa, um die natürliche Entwicklung zu verhindern, sondern um Ausblicke auf die Landschaft zu schaffen und das Banngebiet selbst besser überschaubar zu machen. Hätte man nämlich hier nicht sorgsam gehauen, wäre in

wenigen Jahren von der Hochfläche aus der Wilde See nicht mehr zu sehen. Nicht allein das charakteristische Waldbild soll aber sichtbar bleiben, sondern auch die eiszeitlichen Formen des schönen Schwarzwaldkares mit dem Wildsee auf seinem Grund.

Das „Untereck“ bei Lauffen an der Eyach

Ein weiteres Banngebiet wurde als Naturwaldparzelle auf der Südwestalb oberhalb des Eyachtales im Kreis Balingen schon 1924 durch die Forstdirektion ausgewiesen. In diesem Gebiet, dem „Untereck“, finden sich besonders interessante Waldgesellschaften, bedingt durch hohen Nährstoffgehalt des Bodens und stark gegliederte Hänge. Koch und von Gaisberg¹⁶ gaben 1937 eine ausführliche Schilderung dieses Waldes.

Schwierige Geländeverhältnisse, besonders Steillagen, ermöglichten von jeher nur eine sehr geringe Nutzung. Deshalb finden sich in alten Waldbeschreibungen auch Angaben über massenhaftes Oberholz im Alter bis zu 200 Jahren, also bis zur natürlichen Begrenzung des Waldwachstums. Nach dem Lagerbuch von 1560 war das Untereck gegenüber jedermann „allen Ufflegungen und Beschwerden frey“. 1777 wird betont, es laste keine Weidegerechtigkeit auf diesem Bezirk.

Im Gegensatz zu anderen Gebieten war der ganze Oberamtsbezirk Balingen ein Bereich freier Pirsch; die Wilddichte wurde deshalb niemals zu hoch, so daß sich ein reicher Baumbestand entwickeln konnte. Das heutige Bild zeigt abwechslungsreiche Waldformen. Bäume aller Altersstufen, vom jüngsten Säm-



Fichtenurwald im Naturschutzgebiet Brunnenholzried bei Michelwinnaden
Aufnahme Landesstelle für Naturschutz

ling bis zum umgestürzten, zusammengebrochenen Riesen sind anzutreffen. Geschlossenen Beständen stehen weitgehend offene Stellen gegenüber, auf denen Steinschlag und Hangrutsch unerbittliche Auslese unter den Holzarten halten. Feuchte Standorte wechseln mit trockenen Partien auf den Felskränzen, gleichmäßig erwachsene Gruppen von Bäumen mit ungleichartig aufgebauten Horsten und Trupps.

Überall findet sich eine bunte Vielfalt von Holzarten. Neben Tanne, Buche, Ahornen, Ulme, Esche und Linde treffen wir Fichte, Forche, Eiche und selbst die leider selten gewordene Eibe ist noch vertreten. 1560 werden als Grenzbäume Buche, Fichte und Ahorn erwähnt; 1623 werden als im Bestand überwiegend angegeben: Eiche und Tanne. Es herrschte damals ein Verhältnis von 37% Laubholz zu 63% Nadelholz, das sich bis zum heutigen Tag etwa erhalten hat. Die Tanne dominiert auf weniger steilen Hängen, Ahorne und Ulme wachsen besonders in Schluchten und an feuchten Stellen. Interessant ist ein zweischichtiger Bestand mit einem Oberholz aus Laubbäumen und Tanne im Unterstand, ein Bestand, der nach dem Absterben der alten Tannen auftritt. Die Tanne gewinnt aber in dem weiteren Verlauf des Wachstums wieder die Oberhand und der Kreislauf schließt sich.

Es darf an *Otto Feucht* erinnert werden, der 1958

schrrieb¹⁷: „Ein Naturschutzgebiet (Banngebiet) soll nicht den derzeitigen Zustand ‚auf ewige Zeiten‘ festhalten, denn das kann es nur in sehr beschränktem Maße, weil die lebendige Natur keinen Stillstand kennt. Es soll vielmehr die Natur ihrer eigengesetzlichen Entwicklung überlassen und darum menschliche Eingriffe ausschließen oder nur in engen Grenzen halten.“

Im Untereck ist aber auch die alte Forderung verwirklicht worden, Banngebiete der Forschung zugänglich zu machen. Dauerbeobachtungsflächen wurden schon vor dem Krieg geschaffen. Ihre Aufnahme und Auswertung läßt heute gewisse Gesetzmäßigkeiten der Waldentwicklung erkennen. Es war allerdings notwendig, ein bei der Unterschutzstellung erlassenes Jagdverbot wieder aufzuheben¹³, weil Rehwild und neuerdings eingebrachte Waldgamsen sich übermäßig in diesem Raum vermehrten, aufhielten und das Banngebiet zu verändern drohten. Besonders Tannenjungwüchse wurden stark in Mitleidenchaft gezogen.

Eine Tendenz zur Bewaldung zeigt sich im Untereck auch auf Standorten, die sonst am Albrauf nur schwer eine Dauerbestockung besitzen. Mergel-tonige Böden, oft kaum entwickelt, werden neu besiedelt. Zwischen den Schuttbahnen bilden sich Riegelwälder, die man besonders schön vom Weg zum Hörnle aus beobachten kann. Manche Partien



Spirkenmoorwald mit Birken und Fichten im Naturschutzgebiet Alberser Ried bei Wurzach
Aufnahme Landesstelle für Naturschutz

bieten das Bild eines echten Urwaldes unserer Breiten. Die Erschließung durch einen Wanderweg ermöglicht dem Spaziergänger und Wanderer eindrucksvolle Naturerlebnisse.

Banngebiete in oberschwäbischen Rieden

Von ganz anderer Art sind die Banngebiete in den Rieden Oberschwabens. Große Teile dieser früher weit verbreiteten Vegetationsform sind heute ver-

schwunden, besonders die Torfgewinnung hat die schönsten Gebiete zerstört. Nach dem ersten Weltkrieg wurden ernste Stimmen laut, der übermäßigen Torfnutzung Einhalt zu gebieten. So schrieb *Otto Feucht*, damals Beauftragter der Forstdirektion und des Landesamts für Denkmalpflege für Banngebiete 1924¹⁸: „Nachdem der Staat das als Naturschutzgebiet unersetzliche Enzisholzried vernichtet hat, dazuhin den Urwaldbestand im Spieglerholz, nach-



Stiegelefels im oberen Donautal

Aufnahme Haug †

dem das Wilde Ried im Steinhauser Ried seinem Ende entgegen geht und das Reicheremoos zerstört ist, muß es nunmehr als Pflicht des Staates erscheinen, entsprechend Art. 150, Absatz 1 der Reichsverfassung, auch im Hinblick auf die Erhaltung unersetzlicher Naturdenkmäler vorbildlich zu wirken und das *Brunnenholzried* mit dem Abbau zu verschonen. Wenn der Staat selbst nicht mit gutem Beispiel vorangeht, ist es unmöglich, die Erhaltung von Naturdenkmälern bei Gemeinden und Privaten durchzusetzen.“

Auf Grund eines ausführlichen Gutachtens von *Feucht* wurden dann 1924 die Banngebiete „Riedschachen“ mit 11 ha, „Allgaier Riedle“ mit 3 ha, „Dornachried“ mit 39 ha und „Brunnenholzried“ mit 67 ha von der Forstdirektion ausgewiesen.

Das *Brunnenholzried* ist eines der besten Beispiele für diese Naturschutzgebiete Oberschwabens. *Karl Bertsch*¹⁹ beschrieb in einer Monographie dieses Banngebiet zwischen Schussenried und Bad Waldsee.

Die uhrglasförmige Aufwölbung mit Höhenunterschieden bis zu 3,5 Metern vom Rand des Moores zur Mitte ist typisch für dieses echte Hochmoor. Ein lichter Bergkiefernbestand mit der aufrechten Spirkenform findet sich im Zentrum des Moores, jüngste Sämlinge stehen neben abgestorbenen, ent-rindeten, gebleichten Stämmen. Die Spirken weisen eine geschlossene schirmförmige Krone auf, sie machen, besonders an nebligen Tagen, einen grau-grünen, ins Schwärzliche gehenden, düsteren Eindruck. Sehr langsam verläuft das Wachstum der Bergkiefer; zu einer Stammstärke von 15 Zentimetern braucht die Spirke bis zu 200 Jahren. In dieser Zeit wird sie höchstens 15 Meter hoch.

Das Fichtenmoor im Südosten zeigt den Kampf der Fichte mit dem Torfmoos. Bald schon unterliegt die

Fichte, davon zeugen die vielen Baumleichen. Überall liegen gebrochene Äste und Wipfel, Strünke von Stämmen, die in halber Höhe geknickt sind; ent-rindete, weißlichgrau gebleichte Ruinen vermodern nur sehr langsam, bilden dann aber Nährboden für den Fichtenanflug, der auf dem Moder aufkommt. Ein neuer Kampf beginnt, bei dem die Fichte dem Torfmoos wieder unterliegen wird.

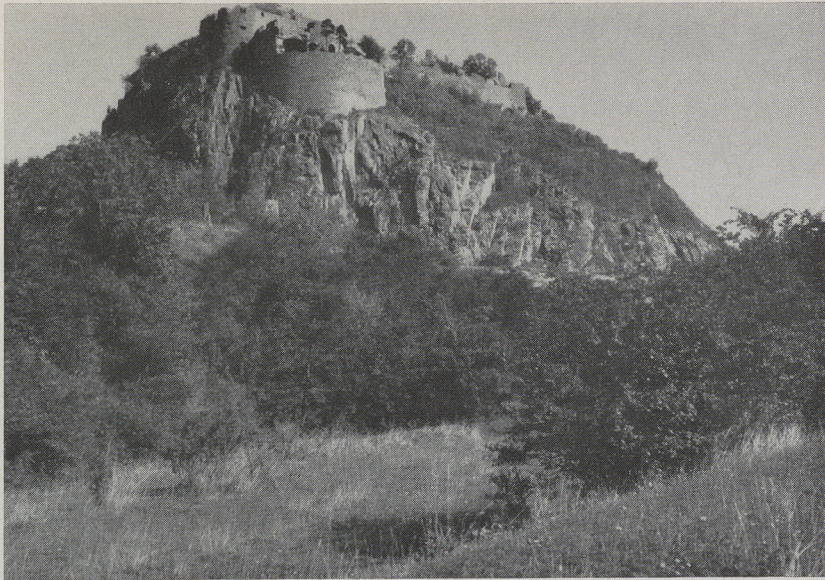
Sterbender und sich erneuernder Wald auf Hochmoor, ein Bild von eigentümlichem Reiz, Urwald-bilder von ungeahnter Wildheit und Naturnähe bieten sich dem Beschauer. Bei näherem Betrachten erkennt man, wie zäh die Fichte sich wehrt, wie sie Brettwurzeln ausbildet, um aus der Nässe heraus-zukommen, wie am Stamm, über dem Boden, neue Wurzeln sprossen, um die Ernährung zu sichern.

Auf früher entwässertem, heute aber wegen des Zuwachsens der Gräben erneut vernünftigem Standort kämpfen Fichte und Birke ums Dasein. Torfmoose wölben sich empor, die in Jahrzehnten Sieger bleiben werden. Erlenbrücher mit stelzwurzigen Erlen stehen an Stellen mit leichtem Wasserzug, zeigen große Sauergrasbulten und offene Flächen.

Das größte Naturschutzgebiet in Württemberg ist der *Federsee* mit seinen umliegenden Riedflächen, insgesamt 1400 Hektar stehen unter Schutz²⁰.

Der Bund für Vogelschutz schuf durch Ankäufe im Federseegebiet schon ab 1911 ein Banngebiet, das den Namen seines Begründers, Oberförster Staudacher trägt. Durch weiteren Grunderwerb ist heute der Besitz des Bundes im Federseebereich auf fast 150 ha angewachsen.

Ehemalige Streuwiesen haben sich hier in verhältnismäßig kurzer Zeit in einen Riedurwald²¹ umgewandelt; Birken, Forchen, Weiden kamen auf, die heute teilweise schon wieder vom aufkommenden



Der Hohentwiel

Aufnahme Landesstelle für Naturschutz

Hochmoor hart bedrängt werden. Es wird ein Naturexperiment in großem Stil durchgeführt, das uns neue Erkenntnisse über die Entwicklung solcher Riede vermittelt.

Um die wertvollen Biotope der Streuwiesen nicht zwangsläufig durch das Aufkommen des Waldes zu verlieren, werden seit einigen Jahren systematisch Pflegearbeiten¹⁵ außerhalb des Banngebietes durchgeführt. Fauna und Flora, abhängig von dem Jahrhundert hindurch üblichen einmaligen Schnitt, entwickeln sich reich, regenerieren sich wieder.

Stiegelefels im oberen Donautal

Ebenfalls durch den Bund für Vogelschutz unter seiner unermüdlichen Vorkämpferin *Lina Hähnle* wurde seit 1916 ein Gebiet am Stiegelefelsen im oberen Donautal gesichert. Auf einer Studienfahrt des Schwäbischen Heimatbundes in diesem Jahr war Gelegenheit, dieses prächtige Gebiet kennenzulernen. Ungegliederte Massenkalk²² mit mächtigen Schwammbänken und Riffen, die durch Verwitterung freigelegt sind, ragen vom Talboden bis fast 200 Meter Höhe empor. Schutt rieselt von den Felsen, Blöcke stürzen ab, es bilden sich große Gehängeschutthalden, die teils vegetationslos, teils sparsam besiedelt sind und bis zum Talboden herabreichen. Klüfte und Höhlen sind in den Felsen zu finden, willkommene Nistplätze für Greifvögel.

Reich entwickelt ist die Pflanzenwelt²³ mit einer Mischung aus Arten des Mittelmeergebietes, Südost-

europas, der alpinen Stufe und Mitteleuropas. Besonders die Steppenheide im Sinne Gradmanns ist typisch vertreten²⁹. Interessant sind die verschiedenen Besiedlungsstufen des Geländes durch den Wald. Buche, Eiche, Mehlsbeere, Vogelbeere und Bergahorn sind besonders im Herbst deutlich erkennbar in der unterschiedlichen Laubfärbung. Auf Felsköpfen steht, oft in bizarren Ausformungen, die Forche. Auch einzelne Fichten sind vertreten, wohl künstlich eingebracht, heute zum Teil aus umliegenden Nadelholzbeständen eingewandert. Selbst die Weißtanne ist ab und zu anzutreffen. Je nach der Tiefgründigkeit des Bodens finden sich Felsspaltpflanzen, Schuttbesiedler, Trockenrasen und alle Übergänge von lichtem Gebüsch bis zum geschlossenen Wald.

Hohentwiel

Durch die Württembergische Forstdirektion wurden schon im Jahre 1923 die Abhänge des Hohentwiels mit einer Fläche von 18 Hektar als Bannwald (Banngebiet) sichergestellt. Dieser interessante Berg zog schon frühzeitig das Interesse von Naturwissenschaftlern auf sich. Um seine Erforschung haben sich besonders *Braun-Blanquet*, *Schwenkel*, *Faber*²⁴ und *Lohrmann*²⁵ verdient gemacht. Die stärkere Bewaldung begann nach *Lohrmann* erst wieder nach der Zerstörung der Festung, also um 1800, zum Teil wurde auch planmäßig, unter Verwendung von fremdländischen Holzarten aufgeforstet. Mit Aus-



Bergkiefernbestände am Schliffkopf

Aufnahme Schönnamsgruben

nahme der Robinie sind alle diese Fremdländer heute verschwunden. Auf früher holzlosem Boden breitet sich ein wärmeliebender Buschwald aus, der für Tiere und Pflanzen gute Lebensbedingungen bietet.

Dauerbeobachtungsflächen wurden angelegt, die heute zeigen, wie Bäume in den Buschwald eindringen, wie sich Linde und Eiche ausbreiten, in ihrem Gefolge die Buche aufkommt, die schließlich die Überhand zu gewinnen sucht.

Als Vegetationsrelikt sind wahrscheinlich die Forchen auf dem Felssporn an der Nordostseite anzusehen, die sich über alle Zeiten seit der ersten Besiedlung durch diese Pionierholzart gehalten haben.

Weitere Banngebiete in Württemberg

Die Schilderung unserer Banngebiete wäre unvollständig, würden einige wichtige Naturschutzgebiete nicht erwähnt, in denen die land- und forstwirtschaftliche Nutzung unterbleiben muß²⁶.

Hierzu gehören: der *Rabensteig* auf Markung Seifen im Landkreis Ulm mit 28 Hektar Fläche, ein Waldgebiet mit den wichtigsten Waldgesellschaften der Albsteilhänge.

Bekannt ist ferner das Naturschutzgebiet *Schliffkopf*,

das auch Teile von südbadischem Gebiet einschließt und auf einem langgezogenen Bergrücken aus Buntsandstein liegt. Von seinen etwa 1340 ha Fläche sind 295 ha Banngebiet. Neben den charakteristischen „*Bockserwiesen*“ mit dem Borstgras, *Nardus stricta*, beeindrucken besonders die ausgedehnten Legforchenbestände. Die Hänge zu einem der schönsten Schwarzwaldkare mit dem Buhlbachsee gehören ebenfalls zum Schutzgebiet.

Gleichfalls im Schwarzwald liegt das schon 1926 gebannte interessante *Wildseemoor* auf den Gemarkungen Wildbad und Reichental mit großen Bergkiefernbeständen, offenen Torfmoorflächen und zwei Kolkseen, das auf 100 ha Fläche besonders schöne Landschaftsbilder aufweist.

Seit 1937 ist der *Waldmoor-Torfstich* bei Oberreichenbach im Kreis Calw geschützt. Hier regeneriert sich auf ehemaligen Torfstichen das Hochmoor, eindrucksvoll ist der urwaldartige Birken-Spirken-Moorwald als Rest früher wesentlich ausgedehnter Flächen dieser Plateaulage.

In der Umgebung Tübingens liegt im Schönbuch der *Eisenbachhain*, mit 8 ha Größe eines der kleinsten Banngebiete unseres Landes²⁷. Er ging aus einem



Nägelesfelsen bei Urach

Aufnahme Lohrmann

alten Hudewald hervor. 250 bis 300 Jahre alte Eichen, etwa 180jährige Buchen und über 100 Jahre alte Birken bieten das urwüchsige Bild eines Waldes, wie er nach Aufhören der Waldweide entstand. Die alten Bäume brechen allmählich zusammen, eine neue Besiedlung setzt ein. Bedauerlich ist, daß durch die geringe Flächengröße Einwirkungen von den umgebenden Wirtschaftswäldern nicht ausgeschlossen werden können. Auf die Dauer wird sich aber hier der submontane Buchen-Eichenwald des Keuperberglandes einstellen.

Oberhalb Urach steht im Naturschutzgebiet *Nägelesfelsen* ein Eichentrockenwald mit Flaumeiche, z. T. entstanden aus heute etwa 180jährigen Stockauschlägen²⁸, wie in der benachbarten Gemarkung Dettingen. Felswände mit Bergsturmassen und Gehängeschutt weisen eine besonders reiche Trockenrasenflora auf, die schon von Gradmann gerühmt wurde²⁹.

Im Jahre 1964 wurde im Forstbezirk Riedlingen ein weiteres Naturschutzgebiet in der *Tannenhalde* auf Markung Dürrenwaldstetten geschaffen. Es ist, im Gegensatz zu seinem Namen, ein ziemlich ursprünglicher Laubwald auf einem Sporn zwischen zwei

Tälern. Je nach der Exposition finden sich wärme liebender oder frischer Hangbuchenwald, Schluchtwald oder Gebüschgruppen. Nur etwa 5 Hektar umfaßt dieses Banngebiet, aber auf dieser geringen Fläche sind wesentliche Waldgesellschaften der Donauaueb anzutreffen.

In diesem neuen Gebiet sollen, gemäß den Vorschlägen *Richard Lohrmanns*³⁰ planmäßige Untersuchungen und Auswertungen vorgenommen werden. Dazu gehört die Zustandserfassung zu Beginn des vollständigen Schutzes und das Verfolgen der vom Menschen unbeeinflussten Veränderungen im Laufe der Jahre.

Dieser „experimentelle“ Naturschutz gewinnt mit dem Verschwinden von „Wildnisresten“ zunehmend an Bedeutung.

*Hans Schwenkel*³¹ wies 1934 auf die Möglichkeit hin, in Banngebieten Biotop- und Sukzessionsuntersuchungen anzustellen, sie also für Freiluftforschungszwecke unter Schutz zu stellen. Es gibt sehr vielfältige Fragenkomplexe, die hier untersucht werden können und für Wissenschaft und Praxis wichtige Aufschlüsse über die natürlichen Wachstums- und Produktionsbedingungen bringen. Auch das Problem der Regionalgesellschaft im Sinne *Schlen-*



Eisenbachhain im Schönbuch

Aufnahme Landesstelle für Naturschutz

kers³² kann hier durch sorgfältige Beobachtung einer Klärung zugeführt werden.

Im *Schwenninger Moos* wurde, nachdem die Gefahr bestand, daß durch Torfstiche auch die letzten Reste dieses Moores auf der Wasserscheide zwischen Nekar und Donau vernichtet würden, dank der Initiative des damaligen Stadtschultheißen Dr. Braunagel 1914 ein kleines Banngebiet ausgewiesen³³, das dann 1939 erweitert wurde. Trotz der weitgehenden Zer-

störung des einzigen Hochmoores hat sich auf den verheideten Flächen mit Birkengruppen und kleineren Wäldchen aus Birke und Forche und im Bereich ehemaliger Torfstiche, den Moosweihern, ein sehr reizvolles Landschaftsbild entwickelt. Eine gewisse Regeneration des Hochmoores ist heute zu beobachten.

In Oberschwaben müssen 6 weitere Banngebiete erwähnt werden, das „Dornachried“, das „Edens-



Der Wildsee, ein Karsee im Naturschutzgebiet Wilder See-Hornisgrinde
Aufnahme Landesstelle für Naturschutz

bacher Mösele“, das „Fürenmoos“, der „Riedschachen“, das „Wilde Ried“ im Steinhauser Ried und das 1966 sichergestellte „Dolpenried“.

Besonders um das *Dornachried* bei Blitzenreute im Kreis Ravensburg kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, bis die endgültige Sicherstellung gelang. Dieses Ried bietet ein Beispiel dafür, wie immer wieder der Naturschutz überrumpelt werden sollte. Es ist das erste Naturschutzgebiet Württembergs, das nach Inkrafttreten des Reichsnaturschutzgesetzes am 12. 6. 1937 unter Schutz gestellt wurde. Seine Bedeutung als schönstes Bergkiefernmoor Oberschwabens mit dem letzten Kolksee dieser Gegend soll in einer späteren Arbeit gewürdigt werden.

Ein schönes Spirkenmoor ist im Naturschutzgebiet *Edensbacher Mösele* auf Markung Waldburg im Kreis Ravensburg zu finden. Nur etwa 4,5 Hektar umfaßt das Banngebiet und doch gehört diese kleine Fläche zu den Kostbarkeiten der Natur Oberschwabens:

Ein vollkommen ungestörtes Hochmoor mit dem Rest eines verlandeten Sees weist das *Fürenmoos* in der Gemarkung Vogt, Kreis Ravensburg, auf. Seine Fläche ist ebenfalls knapp 5 Hektar groß. Beide Gebiete sind seit dem 31. 8. 1937 geschützt.

1941 gelang es, den interessanten Moorwald am Rande des Federseebeckens, den *Riedschachen* mit 11 Hektar Fläche als Banngebiet zu sichern. Er liegt

3 km NNO Schussenried auf Gemarkung Kleinwinnaden im Landkreis Biberach. Hier sollen die natürliche Waldentwicklung und der Fortgang der Moorbildung ungestört ermöglicht werden.

Einen letzten Rest des einst weit verbreiteten Hochmoores im Federseebecken zeigt das seit 1960 unter Schutz stehende *Wilde Ried* auf Markung Sattenbeuren im Landkreis Saulgau. Neben einem Birken-Bruchwald treffen wir ein stark verheidetes Bergkiefernmoor als Folge der starken Bewässerung der umliegenden Flächen, die zum Teil im Großtorfstich abgebaut, teilweise auch rekultiviert wurden.

Besonders schön ist das Naturschutzgebiet *Dolpenried* auf den Markungen Wolpertswende und Blönnried im Landkreis Ravensburg. Ein fast ungestörtes Bergkiefern-Hochmoor mit zum Teil urwaldartigen Beständen bildet den Kern der Fläche. Auf teilweise abgetorften Hochmoorflächen steht ein Fichten-Birken-Kiefernwald. Ein vollständig überwachsener Blindsee liegt im Norden, im Süden schließt sich eine Übergangszone mit Birken-Kiefern-Aspen-Moorwald auf Zwischenmoor an. Den Rand bilden Streuwiesen mit besonders reizvollen Landschaftsbildern auf Flachmoorstandorten. Auf engstem Raume treffen wir hier alle Übergänge vom Hochmoor zum Flachmoor, ein ideales Studienobjekt bietet sich für alle naturwissenschaftlichen Disziplinen.



Spirkenurwald im Edensbacher Mösle bei Waldburg

Aufnahme Landesstelle für Naturschutz

Gefahrenquellen durch Banngebiete?

Wenn Flächen als Banngebiete vor jedem forstlichen Eingriff geschützt bleiben sollen, erhebt sich mit Sicherheit die Frage, ob dadurch nicht Keimzellen für die Ausbreitung von Schädlingen, man denke nur an den Borkenkäfer, geschaffen werden. Victor Dieterich schreibt dazu 1952³⁴: „Ein Massenaufreten von Schädlingen wird auch in der freien Natur

des Urwaldes durch Witterungszustände hervorgerufen; allein da entsteht kein ‚wirtschaftlicher‘ Schaden; vielmehr dienen solche Ereignisse als Vermittler natürlicher Umgestaltung.“

Zugleich wird von Dieterich die Anregung gegeben, Schutzwaldlagen, insbesondere in Grenzbereichen des Waldvorkommens auszuweisen. Eine ähnliche Forderung hatte auch Schwenkel³¹ 1934 formuliert:

„Es wäre naturgeschichtlich und forstlich von größtem Interesse, wenn wir je ein Beispiel von unseren heimischen Waldgesellschaften in einer Fläche von rund 10 ha unter völligen Schutz stellen würden, um sie sich zum Urland entwickeln zu lassen. Man müßte natürlich von möglichst urwüchsigen Zuständen ausgehen und auch aus wirtschaftlichen Gründen eine schwer zugängliche Lage wählen.“

Bei den Einwänden gegen eine Bannlegung von Waldflächen bezüglich möglicher Gefahren darf nicht übersehen werden, das zeigen Beispiele aus vielen älteren Banngebieten, daß die natürlichen Feinde der Schädlinge hier ideale Lebensbedingungen antreffen. Abgestorbene Bäume bieten gute Nistgelegenheiten für Spechte und andere Vogelarten, die dafür sorgen, daß Katastrophen vermieden werden. Zur Not kann aber auch ausnahmsweise die Entfernung von sehr stark befallenen Stämmen geduldet werden, sofern dies technisch überhaupt möglich ist.

Ausblick

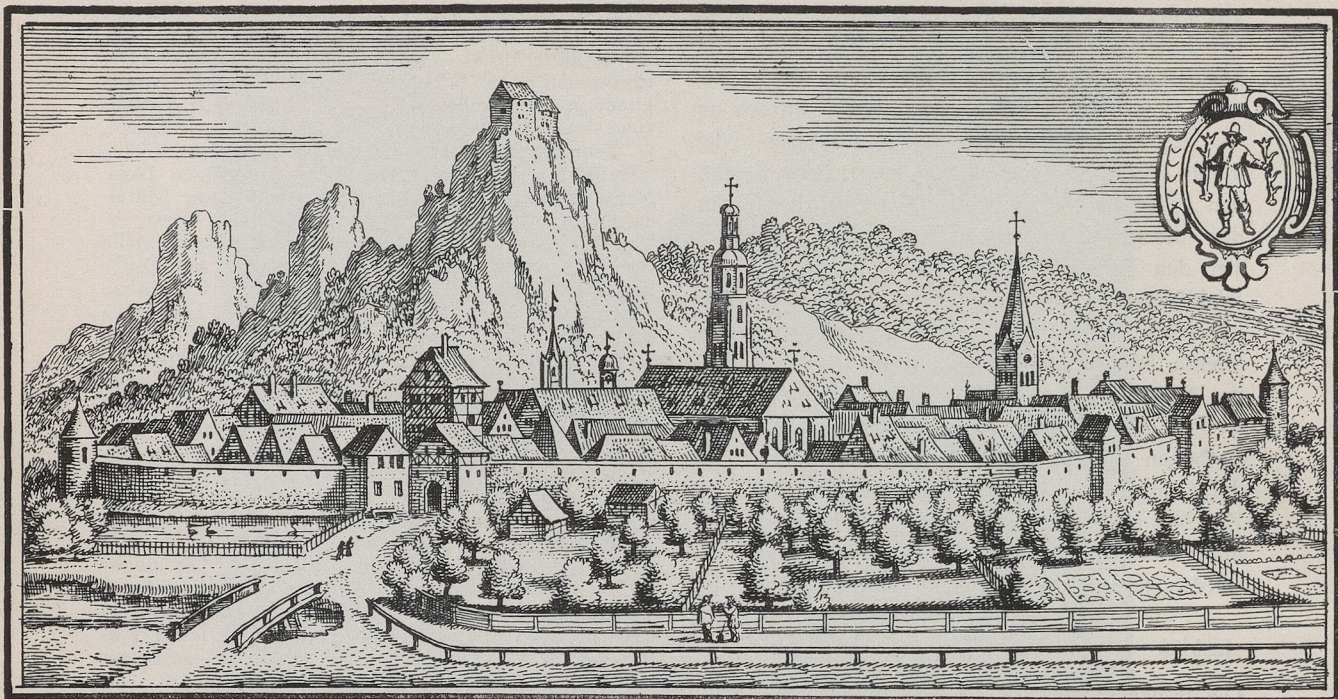
Die bisher geschützten Gebiete in unserem Lande umfassen eine Vielfalt naturnaher Standorte. Auf manchen Flächen ist heute schon deutlich erkennbar, in welcher Richtung sich die Entwicklung nach Aufhören des menschlichen Einflusses bewegt. Nicht ausgeschaltet werden kann aber bisweilen eine Störung durch übermäßig hohen Wildbestand. Da die natürlichen Feinde des Wildes fehlen, sollte der Mensch regulierend eingreifen.

Manche Wünsche des Naturschutzes bezüglich neuer Schutzgebiete, besonders im Walde, blieben bis heute unerfüllt. Forstverwaltung und Naturschutz sollten deshalb eng zusammenarbeiten, denn solche Banngebiete sind von überragender Bedeutung für Wissenschaft und Praxis. Zu denken wäre u. a. an Schluchtwälder im Keuperbergland, an Auwaldreste im Bereich unserer großen Flüsse, aber auch an naturnahe Waldgesellschaften oder – an die in den letzten Jahren so sehr von Sturmkatastrophen heimgesuchten Fichtenbestände weiter Teile unseres Landes. Warum sollte hier nicht auf kleinen Flächen die Natur sich selbst überlassen bleiben können?

Die Forschung braucht solche Banngebiete wegen der nur hier zu gewinnenden Erkenntnisse – jedem Natur- und Heimatfreund aber sind sie wichtig als Zeugnisse der Landschaftsgeschichte und wegen ihrer besonderen Schönheiten und Stimmungen.

Quellen und Literatur: ¹ Kiess, R. Die Rolle der Forsten im Aufbau des württ. Territoriums bis ins 16. Jahrhundert, Stuttgart 1958. – ² Kreuser, E. Die württ. Wildbänne und der Gädnersche Forst atlas, Jb. f. Sta-

tistik u. Landeskunde 1, 1955. – ³ Werle, Zeitschr. Gesch. Oberrheins 102, 1954. – ⁴ Gradmann, R. Albvereinsblätter 1900. – ⁵ Feucht, O. Zur Vegetationsgeschichte des nördl. Schwarzwaldes, Jb. f. Vaterl. Naturkunde in Württemberg 1907 – ⁶ Schwenkel, H. Grundzüge der Landschaftspflege, Neudamm 1938. – ⁷ Feucht, O. Vom Naturschutz in Württemberg, Stuttgart 1922. – ⁸ Feucht, O. in Schoenichen, W. Vom grünen Dom, München 1926. – ⁹ Ellenberg, H. Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen, Stuttgart 1963. – ¹⁰ Preiss, H. Von der Reiherhalde bei Morstein, Veröff. Staatl. Stelle für Naturschutz beim Wttbg. Landesamt für Denkmalpflege, Heft 4, 1927. – ¹¹ Wagner, Ch. Schw. Merkur vom 3. April 1908. – ¹² Feucht, O. Das Banngebiet am Wilden See beim Ruhestein, Veröff. Staatl. Stelle für Naturschutz, Heft 4, 1927. – ¹³ Beschreibung und Würdigung des Gebietes durch die Württ. Forstdirektion o. J. Akten der Bezirksstelle für Naturschutz Südwürttemberg-Hohenzollern und der ehem. Landesstelle Württemberg. – ¹⁴ Evers, Der Aufbau der Bestände im Württ. Hochschwarzwald. Allg. Forst- und Jagdzeitung, 1936. – ¹⁵ Schönnamsgruber, H. Pflegemaßnahmen in Naturschutzgebieten und geschützten Landschaftsteilen, Natur und Landschaft 40, H. 12, 1965. – ¹⁶ Koch, H. und von Gaisberg, E. Die standörtlichen und forstlichen Verhältnisse des Naturschutzgebietes Untereck, Veröff. Württ. Landesstelle für Naturschutz, Heft 14, 1937. – ¹⁷ Feucht, O. Erlebter Naturschutz, Stuttgart 1958. – ¹⁸ Feucht, O. Gutachten für das Landesamt für Denkmalpflege vom 16. Juli 1924. – ¹⁹ Bertsch, K. Das Brunnenholzried, Veröff. Staatl. Stelle für Naturschutz, Heft 2, 1925. – ²⁰ Zimmermann, W. Der Federsee. Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 2, Stuttgart 1961. – ²¹ Schwenkel, H. und Haas, G. Das Naturschutzgebiet Federsee, Veröff. Württ. Landesstelle für Naturschutz, Heft 18, 1949. – ²² Rebholz, E. Die Pflanzenwelt der Fridinger Alb mit Berücksichtigung ihres Schutzgebietes, Veröff. Württ. Landesstelle für Naturschutz, 3, 1926. – ²³ Bubeck, W. Stratigraphie und Tektonik bei Fridingen und Mühlheim im Donautal, Jb. Verein für Vaterl. Naturkunde 89, 1933. – ²⁴ Braun-Blanquet, J., Schwenkel, H. und Faber, A. Pflanzensoziologische Aufnahmen vom Hohentwiel, Veröff. Staatl. Stelle für Naturschutz, Heft 7, 1930. – ²⁵ Lohrmann, R. Die menschliche Einwirkung auf die Pflanzenwelt des Hohentwiels im Laufe der Geschichte, Veröff. Staatl. Stelle für Naturschutz, Heft 7, 1930. – ²⁶ Verzeichnis der Naturschutz- und Landschaftsschutzgebiete des Landes Baden-Württemberg, Ludwigsburg, 1961. – ²⁷ Schönnamsgruber, H. Naturschutz und Landschaftspflege (in: Der Landkreis Tübingen, Band I, 1967). – ²⁸ Rupp, H. Die Flaumeichenwälder der Gemeinde Dettingen/Erms, Veröff. Württ. Landesstelle für Naturschutz, 21, 1952. – ²⁹ Gradmann, R. Pflanzenleben der Schwäbischen Alb, Stuttgart 1950. – ³⁰ Lohrmann, R. Wirtschaftliche Nutzungen in Naturschutzgebieten, Naturschutz 22, Nr. 9, 1941. – ³¹ Schwenkel, H. Die württ. Naturschutzgebiete. Veröff. Staatl. Stelle für Naturschutz, H. 11, 1934. – ³² Schlenker, G. Zum Problem der Einordnung klimatischer Unterschiede in das System der Waldstandorte Baden-Württembergs. Mitt. Verein für Forstl. Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung Nr. 9, 1960. – ³³ Schönnamsgruber, H. Unterschutzstellung, Torfnutzung und Kultivierungsversuche im Schwenninger Moos. In: Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 5. Im Druck. – ³⁴ Dieterich, T. Schicksalsfragen des Waldes und Forstwesens. Veröff. Württ. Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, H. 21, 1952.



Blaubeuren nach einem Merianstich um 1650

Die Gründung der Stadt Blaubeuren

Von Otto-Günter Lonhard

Die frühere württembergische Oberamtsstadt Blaubeuren¹, die durch den Blautopf und ihr Kloster mit dem berühmten Hochaltar, aber auch durch ihre idyllische Lage am Fuße der Alb, im Blau- und Aachtal, bekannt ist, beging in der Woche vom 14. bis 23. Juli 1967 ihr 700jähriges Stadtjubiläum. Berechtigter Anlaß hierfür waren die beiden am 24. Dezember 1267 von Pfalzgraf Rudolf von Tübingen ausgestellten Urkunden², in denen erstmals „civitas, statutum civitatis und cives de Blaurrun“, also die Stadt, das Stadtrecht und die Bürger von Blaubeuren genannt werden.

I.

Noch 100 Jahre zuvor war das Vorhandensein einer Stadt eine Seltenheit³. Die schwäbischen Lande hatten 1152, als der Herzog von Schwaben, Fried-

rich Barbarossa, den deutschen Thron bestieg, überhaupt noch keine Stadt aufzuweisen. Barbarossa erkannte die Bedeutung der Stadt als Faktor der Macht, der Sicherheit und der Ordnung; deshalb begann er im Zuge der Neuordnung des Reiches Städte zu gründen und sie zu Verwaltungsmittelpunkten für das Familien- und Krongut zu machen. Zielbewußt gingen die Hohenstaufenkaiser Friedrich II. und Konrad IV. in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts den eingeschlagenen Weg weiter und überzogen ihr Herzogtum Schwaben planvoll und vorbildlich mit einem Netz von Städten.

Das 13. Jahrhundert wurde das große Zeitalter der Städtegründung aber dadurch, daß nach dem Vorbild der Staufer auch der Hochadel innerhalb seiner Gebiete Städte anlegte. Gefördert wurde diese Entwicklung zunächst durch den Lehensstaat, der in der Hand schwacher Herrscher den bisherigen Le-

hensträgern den Übergang zur eigenen Landesherrlichkeit erleichterte, dann aber auch in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts durch den Niedergang der Hohenstaufen, den Zerfall des Herzogtums Schwaben und das gänzliche Fehlen einer Königsmacht in der Zeit des sogenannten Interregnums. Damals waren vor allem die Grafen Inhaber und Träger der Staatsgewalt und das manifestierten sie in der Gründung von Städten. Gab es Ende des 12. Jahrhunderts im ganzen Deutschen Reich nur etwa 50 Städte, allein im 13. Jahrhundert sind 500 neue Städte im Reich, davon 65 im heutigen Württemberg gegründet worden⁴.

Die meisten dieser schwäbischen Städte sind nicht gewachsen und dann durch Befestigung mit Mauern, Gräben und Toren, durch Verleihung eines Marktes und eigener Gerichtsbarkeit in eine Stadt umgewandelt oder zur Stadt erhoben worden, sondern sind größtenteils wirkliche Neuanlagen auf einer vorher unbewohnten Stelle, häufig im Anschluß an eine Burg, ein Kloster oder ein altes Dorf.

Über den Vorgang der Städtegründungen sind wir allgemein durch urkundliche Belege nicht oder nur dürftig unterrichtet und zwar deshalb, weil die Städte von den Trägern der staatlichen Gewalt allein auf Grund dieser Gewalt gegründet worden sind. Von irgendwelchen Voraussetzungen war der Gründungsakt nicht abhängig, entscheidend war allein der Wille dessen, der die Stadt gründen wollte. Es war ein Vorgang innerhalb seines eigenen Herrschaftsbereiches, über den es nicht viel zu urkunden gab. Deshalb erfährt man in der Regel nur durch Zufall, daß ein Dorf zur Stadt erhoben oder irgendwo eine Stadt angelegt wurde, und zwar dadurch, daß sie wie Blaubeuren irgendwann einmal in einer Urkunde erscheint.

Den Städten war staats- und verwaltungsrechtlich, aber auch politisch und wirtschaftlich eine Mittelpunktfunktion zugewiesen. Vom Dorf unterschieden sie sich nicht nur rein äußerlich durch enge Straßen, geschlossene Bauweise und Ummauerung, auch nicht allein durch Handel und Gewerbe, sondern besonders auch rechtlich. Sie bildeten eigene Gerichtsbezirke und waren oft auch Gerichtsinstanz für die umliegenden Dörfer. Die Stellung der Bürger war günstiger, weil sie mehr Einfluß als andere auf die Gemeindeangelegenheiten hatten und oft, wie z. B. auch Blaubeuren im Jahr 1381, in den Genuß von Steuerprivilegien kamen. War ein Bürger leibeigen, konnte er binnen Jahr und Tag von der Leibeigenschaft frei werden.

II.

Auch Blaubeuren gehört zu den Städten, über deren Entstehung die Quellen schweigen. Aus Alemannengräbern, die am Fuße des Ruckens freigelegt wurden, ergibt sich jedoch, daß schon im 6./7. Jahrhundert der Blaubeurer Boden besiedelt gewesen sein muß, doch lassen die Größe des Begräbnisplatzes und der geringe Umfang der späteren Blaubeurer Markung vermuten, daß es sich kaum um mehr als ein oder zwei Höfe gehandelt haben kann, ähnlich etwa dem Hof Altental, der auf dieselbe Zeit zurückgeht. Ein 2. Abschnitt der Blaubeurer Geschichte wird um das Jahr 1085 sichtbar, als die Grafen von Tübingen das Kloster am Blautopf gründeten. Damals beherrschte die Burg Ruck den Blaubeurer Talkessel und an Blau und Aach standen Mühlen, die samt dem Grund und Boden, auf dem dann Blaubeuren entstanden ist, dem Kloster als Stiftungsgut zufielen. Schließlich tritt in den Urkunden vom 24. Dezember 1267 Blaubeuren gleich als Stadt ins Licht der Geschichte. In der Zwischenzeit, also seit der Klostergründung, ist das weltliche Gemeinwesen entstanden und Stadt geworden. Das Wie, Durch wen und Warum beantwortet keine Urkunde, doch lassen sich aus einer Reihe von Anhaltspunkten wichtige Schlüsse auf den Gründungsvorgang ziehen.

Bisher ist stets angenommen worden, Blaubeuren habe sich seit der Klostergründung aus kleinen Anfängen heraus nach und nach zur Stadt entwickelt. Sicher dürfte die Vorstellung richtig sein, daß der Bau und das Vorhandensein des Klosters den Zuzug von Handwerkern und Dienstleuten erforderte, und daß die Märkte, die zunächst innerhalb der Klostermauern abgehalten, dann aber 1159 daraus verwiesen wurden, auch den Zuzug von Händlern und anderen Gewerbetreibenden begünstigten, die in der Betreuung der zum Kloster pilgernden Gläubigen, aber auch in der Versorgung der vom Kloster abhängigen Bauern mit gewerblichen Leistungen und Handelswaren ihre Erwerbschancen wahrnahmen. Doch die Theorie über die Entstehung der Stadt als gewachsene Siedlung verliert viel an Wahrscheinlichkeit, wenn man zum Vergleich die Orte heranzieht, die in Anlehnung an andere bedeutende Benediktinerklöster entstanden sind.

So sind beispielsweise Hirsau, Zwiefalten, Wiblingen, Ochsenhausen, Elchingen oder Lorch im Mittelalter nur Gemeinden von höchstens 200 bis 300 Seelen gewesen. Dies zeigt, daß weder die Existenz des Klosters, noch die Versorgung der von ihm ab-

hängigen Bauern die Entstehung einer Siedlung mit über 1000 Einwohnern bewirkt haben kann, wie dies bisher angenommen worden ist. Auch die Märkte konnten keinen allzugroßen Anreiz zum Zuzug geboten haben, weil Blaubeuren eine günstige Verkehrslage abging. Bis ins 16. Jahrhundert führte keine Landstraße durch Blaubeuren, so daß ein Durchgangsverkehr völlig fehlte. Und als dann die württembergischen Herzöge die Stadt mit einer Landstraße begabten, mußten die Fuhr- und Kaufleute unter Strafandrohung gezwungen werden, nach Ulm statt des bequemen Weges auf der Alb den unbequemen Weg durch Blaubeuren zu nehmen.

Blaubeuren wäre daher wohl kaum ein größeres Gemeinwesen geworden, wenn nicht dahinter der Wille einer Persönlichkeit gestanden wäre, hier, an diesem Ort etwas Besonderes zu schaffen. Das konnte aber nur die Gründung der Stadt gewesen sein. Dies bestätigt auch ein Blick auf den Stadtplan von Blaubeuren; er widerlegt die Annahme einer gewachsenen Siedlung und weist auf eine planmäßige Neuanlage hin.

Es steht zwar kein ganz alter Stadtplan zur Verfügung, doch läßt sich an Hand der Beschriebe in den alten Güter- und Steuerbüchern, insbesondere der Klosterlagerbücher von 1501, 1470 und 1457 feststellen, daß die Stadtanlage, wie sie sich auf den Plänen der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellt, in Parzellierung und Straßenführung die mittelalterlichen Verhältnisse widerspiegelt.

Die Pläne zeigen die für eine Stadtanlage typische geschlossene Bauweise. Die Straßen sind schmal, schmaler als dies bei Dorfstraßen üblich ist, denn ein Mauerring, der gebaut, unterhalten und verteidigt sein wollte, konnte nur einen beschränkten Platz bieten. Für die Stadtanlage ist ein fester Plan erkennbar, der bei einem Dorf gemeinhin fehlt. Deutlich treten die heutige Kloster- und Karlstraße als Längsachse und Hauptstraße der Stadt hervor, zu der die Nebenstraßen etwa senkrecht verlaufen. Hierdurch ergibt sich das Bild einer rippenförmigen Anlage. Wie auf dem Reißbrett entstanden sieht sie freilich nicht aus, denn die Straßen mußten im freien Gelände abgesteckt werden. Die Planmäßigkeit wird jedoch augenfällig, wenn man den Verlauf der Mauer-, Gerber-, Hirsch- und Schulgasse einerseits und andererseits der Rittergasse, Ziegelgasse und der Baiergasse, die zusammen mit der Adlergasse einen Straßenzug bildet, sowie des letzten Stücks der Küfergasse, miteinander vergleicht. Sie verlaufen auch verschoben und gebogen, wie sie

sind, eindeutig parallel zueinander. Daß die Marktstraße sich in dieses System nicht einpaßt, bestätigt nur die Regel. Sie mußte das Obere Tor, dessen Lage durch die Straße, die von der Alb herunterführt, naturbestimmt war, und den Marktplatz, der im Zentrum der Stadt zu liegen hatte, verbinden und konnte deshalb nicht auf die anderen Straßen ausgerichtet werden. Weitere Merkmale einer planmäßig angelegten Siedlung sind schließlich auch noch die Verbindungsgassen, die in gleicher Richtung wie die Hauptstraße verlaufen und in den Stadtplan Elemente einer leiterförmigen Anlage bringen.

Das kleine Dorf, das zunächst beim Kloster entstanden war und das mit der Stadt außer dem Namen nichts gemein hat, haben wir teils bei den Mühlen an der Blau zu suchen, wo noch im 15. Jahrhundert mehrere Hausgrundstücke nachgewiesen sind, teils aber auch am Fuße der Klostermauer in der Nähe des Klostertores. Vielleicht war dort auch der Platz, auf dem seit 1159 die Märkte veranstaltet wurden. Anhaltspunkte hierfür wären die platzartige Erweiterung der hinteren Klosterstraße, aber auch die schon im 15. Jahrhundert nachgewiesene Bezeichnung Roßmarkt für diesen Platz. Bei der Anlage der Stadt blieb ein Teil der alten Siedlung außerhalb der Mauern, während der Grund und Boden um den alten Marktplatz in die erheblich größere Neuanlage einbezogen wurde.

Nun, wie haben wir uns den Gründungsakt vorzustellen? Nach dem Entschluß, die Stadt Blaubeuren zu gründen, mußte der Platz, auf dem die Stadtanlage entstehen sollte, ausgewählt und dann die Lage des Marktplatzes, der Straßen, der Mauern und der Tore, aber auch der Kirche und des Friedhofes festgelegt, die Hausplätze abgesteckt und die künftigen Bewohner angeworben werden. Dann konnte man mit dem Bauen beginnen.

Gemeinhin wurde jeder Hausplatz, die Haushofstatt, mit einem Zins, dem Hofstattzins, belegt, der vom jeweiligen Inhaber jährlich zu entrichten war. Da aber Blaubeuren auf klösterlichem Grund und Boden gebaut ist, stand der Zins nicht der Herrschaft, sondern dem Kloster als Grundherrn zu. Er wurde als Feuerzins erhoben, also dafür, daß auf dem Grundstück eine Feuerstelle (Herd) unterhalten werden durfte. Das einmal begründete Hofstattrecht blieb erhalten, auch wenn später die Parzelle nur noch als Garten diente oder mit einer Scheuer bebaut war. Die Zahl der Haushofstätten in einer Stadt – in Blaubeuren waren es etwa 190 – war beschränkt. Sie hing nicht nur von der vom Mauerring

als ein Marktplatz darstellt, der für eine seit der Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene Stadtsiedlung typisch ist.

Die Gründung Blaubeurens um das Jahr 1250 bestätigt auch folgende Überlegung: Eine der Urkunden von 1267 spricht von einem langandauernden Streit zwischen der Stadt und dem Kloster um die Rechte des Klosters an seinen Leuten, die innerhalb und außerhalb der Mauern der Stadt sitzen. Das bedeutet aber, daß Blaubeuren schon längere Zeit vor 1267 Stadt geworden sein muß und daß der Mauerbau 1267 bereits abgeschlossen war. Die Anlage einer Stadt, insbesondere aber der Mauerbau war ein Vorgang, der sich jeweils über einen längeren Zeitraum erstreckte. So ist z. B. für Sindelfingen, das Graf Rudolf der Scheerer von Tübingen gegründet hat, urkundlich nachgewiesen, daß dort 1263 mit der Stadtanlage begonnen wurde und erst 1284 der Mauerbau vollendet war. In Blaubeuren muß daher mindestens 15 Jahre vor 1267 mit dem Bauen begonnen worden sein.

Mit der Datierung der Stadtgründung läßt sich die Frage nach der Person des Stadtgründers leicht beantworten. Es kann nur Pfalzgraf Hugo von Tübingen gewesen sein, der 1247 bis 1260 als Vogt des Klosters Blaubeuren nachgewiesen ist. Als solchem stand ihm auch die staatliche Gewalt über den Grund und Boden des Klosters zu, auf dem die Stadt angelegt wurde. Er übte die hohe Gerichtsbarkeit aus und dies berechtigte ihn allein, die Stadt als eigenen Gerichtsbezirk auszusondern, was wessensnotwendig für eine Stadt war. Auch alle anderen Hoheitsrechte kamen ihm zu, und so konnte nur er, ohne daß ihm selbst der Boden gehörte, hier eine Stadt gründen. Freilich, über die grund- und leibherrlichen Rechte des Klosters durfte er sich nicht hinwegsetzen. Deshalb blieben dem Kloster die Grund- und Feuerzinsen vorbehalten und mußten ihm, als Streit um die leibherrlichen Rechte an den Klosterleuten in der Stadt entstanden war, schließlich auch diese gewährleistet werden, was Gegenstand und Inhalt einer der beiden Urkunden von 1267 ist.

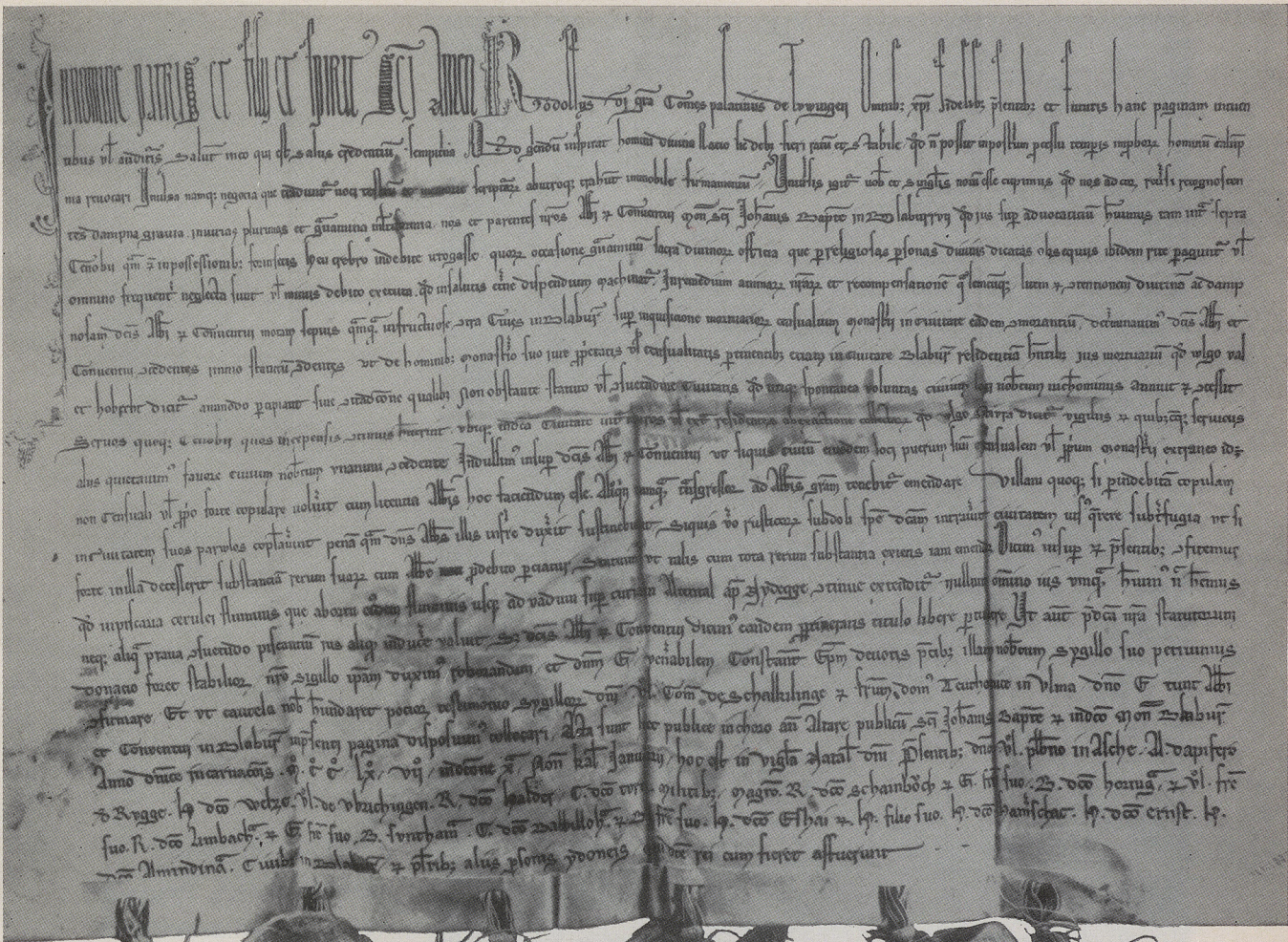
III.

Nach dem Wie, Wann und Von wem bleibt nur noch die Frage zu beantworten, welches die Gründe waren, die den Pfalzgrafen veranlaßten, im Anschluß an das Kloster eine Stadt anzulegen. In diesem Zusammenhang muß auch die Rolle erörtert werden, die die Grafen von Helfenstein bei der Stadtgründung gespielt haben sollen, denn gelegent-

lich wird ihnen die Stadtgründung zugeschrieben. Diese irrige Meinung läßt sich auf den Klosterchronisten Tübingius zurückführen, der in seiner Chronik davon spricht, Blaubeuren sei erst unter den Grafen von Helfenstein vergrößert, mit einer Ringmauer umgeben und zur Stadt erhoben worden. Dieser Überlieferung steht jedoch die Tatsache entgegen, daß noch 1267 ein Tübinger als Herr der ummauerten Stadt auftritt, so daß die erst später als Herren von Blaubeuren nachgewiesenen Helfensteiner nicht die Stadtgründer gewesen sein konnten. Hierauf hat schon 1853 Ludwig Schmid in seiner „Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen“ hingewiesen.

Heinrich Kerler hat 1840 in seiner „Geschichte der Grafen von Helfenstein“ noch in anderer Weise eine Beziehung dieses Geschlechts zur Stadtgründung behauptet. Auf ihn geht die irrige Annahme zurück, Blaubeuren sei zur Stadt erhoben worden, um die Herrschaft Blaubeuren als Heiratsgut für die Gräfin Agnes von Tübingen, die Graf Ulrich VI. von Helfenstein geheiratet haben soll, besonders wertvoll zu machen. Diese Ehe ist aber bereits vor 1263 geschlossen worden. Im übrigen ist Pfalzgraf Rudolf, der noch anfangs 1268 Herr von Blaubeuren war, gar nicht identisch mit dem Grafen Rudolf dem Scheerer von Tübingen, der 1263 einen Grafen Ulrich von Helfenstein seinen lieben „filiaster“ nennt, was gemeinhin Stief- oder Schwestersohn heißt, gelegentlich aber auch für Schwiegersohn verwendet wird.

Nun, was können dann die Gründe für die Anlage der Stadt gewesen sein? Antwort auf diese Frage gibt ein Blick auf die Entwicklung des Güterbesitzes der Tübinger Pfalzgrafen. Vergleicht man ihren Besitzstand in den Zeiten der Klosterstiftung und der Stadtgründung miteinander, so tritt die in der Zwischenzeit eingetretene Konzentration deutlich in Erscheinung. Ursprünglich lag ihr Besitztum über ganz Schwaben verstreut, im 13. Jahrhundert bestand es dagegen aus relativ geschlossenen Herrschaftsbereichen. Planmäßig legten die Tübinger in jedem dieser Bezirke nach dem Vorbild der Stauer zur Sicherung der Herrschaft und als Verwaltungsmittelpunkt einen befestigten Platz an. So entstanden zunächst schon vor 1231 die Stadt Tübingen und dann noch vor 1270 schnell nacheinander die Städte Herrenberg, Horb, Sindelfingen, Böblingen und Scheer, um neben Blaubeuren nur die wichtigsten zu nennen. Auch der Blaubeurer Raum war ein Schwerpunkt tübingerischen Besitzes und da er von den übrigen Besitzungen ziemlich entfernt lag,



Urkunde des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen vom 24. Dezember 1267

mußten die Pfalzgrafen erst recht hier eine Stadt anlegen. Städte wurden gemeinhin dort gegründet, wo eine gute Entwicklung zu erwarten war. Das war überall dort der Fall, wo sich durch ein verstärktes Angebot gewerblicher Leistungen ein Anreiz zum Kaufen schaffen ließ. Der Typ der Stadt des 13. Jahrhunderts ging daher vom Markt aus, denn die Stadt sollte gewerbliches Zentrum eines landwirtschaftlichen Bezirkes sein. Deshalb bot sich für den Blaubeurer Raum der Platz neben dem Kloster geradezu für die Anlage einer Stadt an, die die Funktion einer Amtsstadt erfüllen sollte, die Mittelpunkt für Gericht, Verwaltung und Kriegsdienst und zugleich Markt- und Verkehrsplatz zu

sein hatte und auch in Kriegszeiten den Bewohnern der Amtsorte als Zuflucht dienen konnte. Die Bevölkerung der Umgebung hatte zum Kloster, aber auch zu den Mühlen an Blau und Aach sowieso schon ihren Lauf und es war bereits ein Markt vorhanden, wobei nicht dem Jahrmarkt, sondern dem Wochenmarkt die entscheidende Rolle zukam. Gerade dieser örtliche Marktverkehr war die wesentliche Wurzel für eine Stadt, deren Einwohner in Ermangelung einer ausgedehnten Markung von Gewerbe und Handel leben mußten. Auch unter dem Gesichtspunkt der Sicherheit war der Platz günstig, boten doch bereits der ummauerte Klosterbereich und die Abhänge der Alb einen gewissen Schutz,



Blaubeuren um 1680 –
eine mit Mauern, Toren und
Türmen bewehrte Stadt

der auf zwei Seiten der Stadt das Ausheben eines Grabens ersparte.

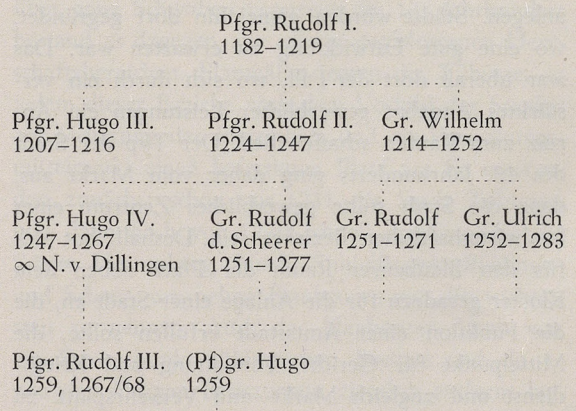
All dies dürften die Gründe gewesen sein, die Pfalzgraf Hugo veranlaßt haben, im Zuge der Neuorganisation seines Herrschaftsbereiches gerade dort die für den Raum Blaubeuren notwendige Stadt anzulegen.

IV.

Die Gründungsgeschichte Blaubeurens wäre ohne einige Bemerkungen zum Übergang der Herrschaft Blaubeuren an die Grafen von Helfenstein nicht vollständig.

Wir haben gesehen, daß Blaubeuren nicht als Heiratgut an die Grafen von Helfenstein gelangt ist. Die Herrschaft kann aber auch nicht im Erbgang an sie gefallen sein. Voraussetzung hierfür wäre nämlich gewesen, daß Agnes von Tübingen des Pfalzgrafen Rudolfs Tochter gewesen ist. Das hätte

sie aber nur sein können, wenn Pfalzgraf Rudolf mit dem Grafen Rudolf dem Scheerer, der 1263 Graf Ulrich von Helfenstein seinen Tochtermann nannte, personengleich wäre. Aber gerade das war nicht der Fall.



Der Scheerer, Bruder des Pfalzgrafen Hugo, wird nämlich 1251 bis 1277 urkundlich immer nur als Graf genannt und führte zur Unterscheidung von einem gleichnamigen Vetter im Siegel den Zusatz „Sohn des Pfalzgrafen“ und das nicht nur vor dem 24. Dezember 1267 und nach dem 2. Februar 1268, als Pfalzgraf Rudolf urkundete, sondern auch in der Zwischenzeit, nämlich am 31. Januar 1268⁵. Demgegenüber weist der Siegelrest, der noch an der Urkunde vom 2. Februar 1268 hängt, den Pfalzgrafen Rudolf wie im Text der Urkunde als Inhaber der Pfalzgrafenwürde aus. Sie vererbt sich jeweils nur an den Erstgeborenen, die andern Mitglieder der Familie durften sich nur Grafen nennen. Erst nach dem Aussterben eines Stammes konnte die Würde an einen anderen Stamm der Familie übergehen. Pfalzgraf Hugos erstgeborener Sohn war nachweislich ein Rudolf und dieser kann vom Vater, der wohl im Jahre 1267 gestorben ist, mit der Herrschaft Blaubeuren auch die Pfalzgrafenwürde übernommen haben, so daß kein Grund ersichtlich ist, warum beides an den Scheerer hätte fallen sollen. Ausdrücklich sagt auch Pfalzgraf Rudolf in der Urkunde vom 2. Februar 1268, daß ihm sein Vater noch zu seinen Lebzeiten die Pfalzgrafenwürde übertragen habe. Diese Aussage paßt nur auf Rudolf, den Sohn des Pfalzgrafen Hugo, nicht aber auf den wesentlich älteren Rudolf den Scheerer.

In diesem Zusammenhang ist auch von gewissem Interesse, daß Pfalzgraf Hugo von Tübingen und Graf Ulrich VI. von Helfenstein, der allenfalls in 2. Ehe mit Agnes von Tübingen verheiratet gewesen sein kann, schon vorher miteinander verschwägert waren. Beide sind nämlich Tochtermänner und Erben des Grafen Hartmann von Dillingen gewesen. Erst durch die dillingische Erbschaft hat Graf Ulrich in unmittelbarer Nachbarschaft von Blaubeuren, im Blautal, Besitz erlangt. Dieser Umstand erklärt auch, daß er als Siegler einer der 1267 von Pfalzgraf Rudolf ausgestellten Urkunden auftritt. Die zweite Urkunde hat ein anderer benachbarter Graf, Ulrich von Berg-Schelklingen, mitgesiegelt.

Bei der Beurteilung der Frage, wie Blaubeuren an die Grafen von Helfenstein gelangt ist, ist bisher die schon erwähnte Urkunde vom 2. Februar 1268 nicht berücksichtigt worden. Man ging davon aus, das damals beurkundete Rechtsgeschäft sei gar nicht zur Ausführung gelangt, weil man sich nämlich sonst den Übergang an die Helfensteiner nicht hätte vorstellen können. Aus der dem Deutschen Orden ausgestellten Urkunde ergibt sich, daß Pfalzgraf

Rudolf in der Absicht, in den Deutschen Orden einzutreten, sein Herrschaftsgebiet samt der ihm zustehenden Pfalzgrafenwürde an den Markgrafen Heinrich von Burgau verkauft und hierbei gewisse Vorbehalte zugunsten des Deutschen Ordens, des Klosters und der Stadt Blaubeuren, sowie seiner Burgmannen auf Gerhausen und Ruck gemacht hatte. Zwei Indizien sprechen dafür, daß der Vertrag vollzogen und der Markgraf Herr von Blaubeuren wurde. Einmal wird 1281 Heinrich von Burgau als Lehensherr eines Gutes in Oberweiler genannt, das der Ritter Anselm von Ruck zu Lehen getragen hatte; dieser war aber 1267 einer der Burgmannen des Pfalzgrafen gewesen⁶. Zum andern standen dem Deutschen Orden 1284 Besitzrechte an der Kirche zu Asch zu, die noch 1267 ein wichtiger Bestandteil der Herrschaft Blaubeuren gewesen ist. Graf Ulrich von Helfenstein, der nun Inhaber der Herrschaft war, konnte diesen Besitz nur durch wertgleiche Abtretung von Gütern und Kirchrechten zurückgewinnen⁷. Die Herrschaft Blaubeuren dürfte daher seit 1268 Markgraf Heinrich von Burgau besessen haben und zwischen 1281 und 1284 an die Grafen von Helfenstein gelangt sein. Möglicherweise spielten für den Besitzübergang bisher offensichtlich übersehene familiäre Beziehungen zwischen den Grafen von Helfenstein und dem Markgrafen eine Rolle. Graf Ulrich VIII. von Helfenstein, der Sohn des Grafen Ulrich VI., hatte nämlich schon um 1276 Gräfin Adelheid von Graisbach, eine Enkelin des Markgrafen Heinrich von Burgau geheiratet⁸.

Dieser Aufsatz deckt sich weitgehend mit der Festansprache, die der Verfasser am 15. Juli 1967 anlässlich der Feier zum 700jährigen Stadtjubiläum in der Stadthalle Blaubeuren gehalten hat.

¹ Neuere Literatur über Blaubeuren: Blaubeuren, 700 Jahre Stadt, Festschrift zur 700-Jahr-Feier, herausgegeben von der Stadtverwaltung Blaubeuren; Blaubeurer Heimatbuch, 1950; Stadtkirche Blaubeuren, 1966, herausgegeben von der ev. Kirchengemeinde; Lonhard, Das Kloster Blaubeuren im Mittelalter, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte einer schwäbischen Benediktinerabtei, 1963. – ² Vgl. Aufnahmen und Inhaltsangaben in der Festschrift 1967 und WUB VI. S. 351 u. 352. – ³ Über das Städtewesen vgl. Planitz, Die deutsche Stadt im Mittelalter, 1965; Keyser, Württ. Städtebuch, 1962; Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, 1938; Gradmann, Die städt. Siedlungen des Königreichs Württemberg, 2. Aufl., 1926; Ernst, Die Entstehung der württ. Städte in Württ. Studien (Nägele Festschrift), 1926. – ⁴ Die meisten württ. Städte, nämlich 125 der heute vorhandenen rd. 160, sind in der Zeit zwischen der 2. Hälfte des 12. und der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden. – ⁵ WUB VI. S. 373 und 371. – ⁶ WUB VIII. S. 264. – ⁷ WUB VIII. S. 467. – ⁸ WUB VII. S. 473.



1. Das Neue Schloß 1945

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Gedanken zum Wiederaufbau des Neuen Schlosses in Stuttgart

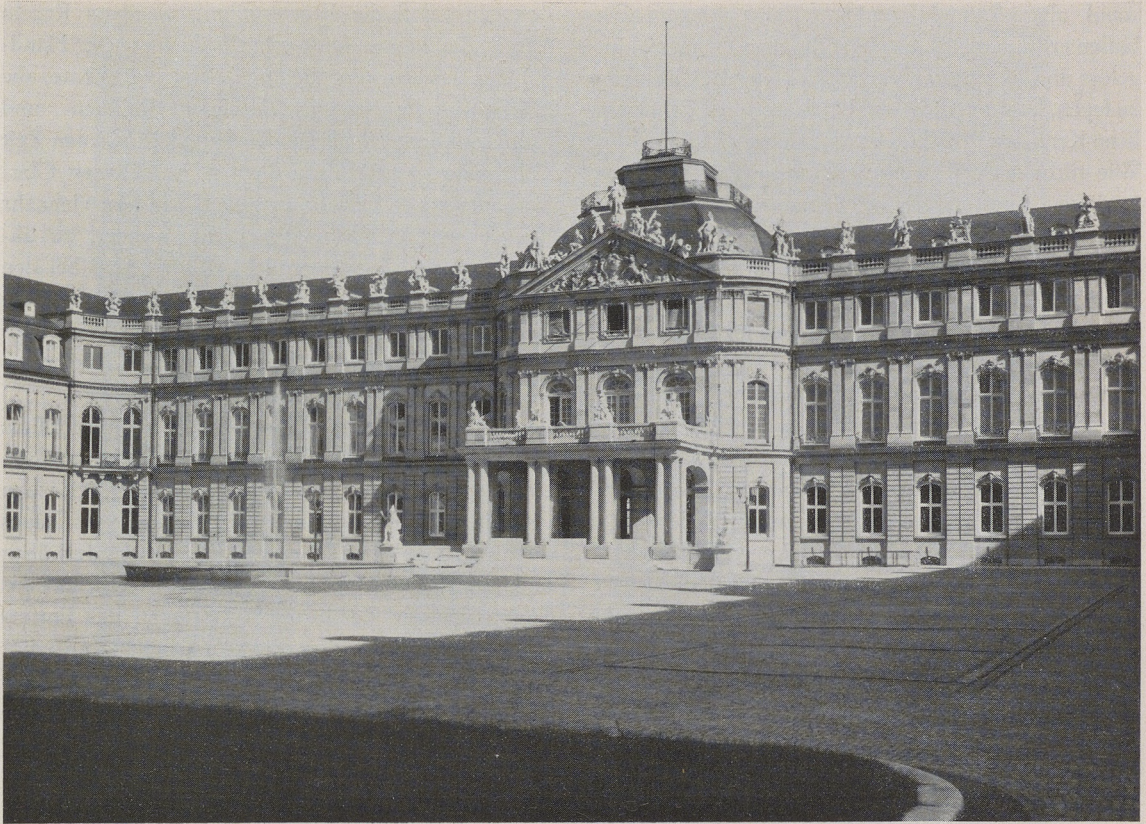
Rudolf Lempp zum 80. Geburtstag am 26. 11. 1967

Von Walther-Gerd Fleck

Mit diesem Beitrag grüßt der Schwäbische Heimatbund sein Ehrenmitglied Professor Rudolf Lempp zur Vollendung des 80. Lebensjahres in herzlicher Dankbarkeit und Verehrung und mit aufrichtigen Wünschen für weiteres frohes Schaffen.

Der Wiederaufbau des Neuen Schlosses in Stuttgart ist eine der ganz großen Aufgaben denkmalpflegerischer Tätigkeit, vor die unsere Zeit durch die Zerstörungen des zweiten Weltkriegs gestellt wurde. Daß ihre Durchführung in so großzügiger Weise möglich wurde, ist dem Land Baden-Württemberg und sei-

ner Bauverwaltung unter Prof. Dr. h. c. Horst Linde zu verdanken. Da ein solches Projekt unvermeidlich zahlreiche Fragen grundsätzlicher Art aufwirft, wie sie in der Denkmalpflege – wenn auch nicht so konzentriert – immer wieder auftreten, sei der 80. Geburtstag von Professor Rudolf Lempp zum Anlaß genommen, einige davon zu erörtern. In seinem langen und vielseitigen Schaffen als Architekt nahm die Denkmalpflege stets einen gewichtigen Platz ein und er wurde von der Staatlichen Bauverwaltung berufen, maßgeblich am Wiederaufbau des Neuen Schlosses (1958–1964) mitzuwirken und



2. Ehrenhof nach dem Wiederaufbau

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

diese Grundsatzfragen mit zu durchdenken und zu entscheiden¹.

Lange schon, ehe der Wiederaufbau in Angriff genommen wurde, war das Neue Schloß Streit- und Diskussionsobjekt über der Frage, ob der ausgebrannte und an einigen Stellen durch Sprengbomben beschädigte Bau des Aufbaus wert sei, oder nicht besser abgebrochen werde, um Neuem Platz zu machen (Abb. 1). Die Verfechter des Wiederaufbaus litten dabei an dem Mangel, daß sich kein Verwendungszweck abzeichnete, der die beträchtlichen Kosten in wirtschaftlicher Hinsicht gerechtfertigt hätte. Damit ist eine jener grundsätzlichen Fragen

berührt, die sich der Denkmalpflege nicht nur bei zerstörten Baudenkmalern stellt. Bei aller Überzeugung vom ideellen Wert denkmalpflegerischen Tuns ist die Frage nach der wirtschaftlichen Vertretbarkeit der Investition beträchtlicher Mittel bei kaum einem Objekt zu umgehen. Eng verknüpft ist die Verwendung der Baudenkmalern außerdem mit ihrer Einbindung in das tägliche Leben und ihre Bewahrung vor einem musealen Dasein.

Am Neuen Schloß erhielt die Diskussion dieser Fragen neue Impulse, als es galt, dem baden-württembergischen Landtag ein Haus zu schaffen. Ein Architektenwettbewerb sollte klären, ob das Schloß hierfür verwendbar sei, oder ob ein Neubau in der Nähe geeigneter wäre. Letzteres wurde zwar durch das Ergebnis des Wettbewerbs bejaht, doch zeigten die Arbeiten, welche den Landtag im Schloß unterbringen wollten, daß der Bau sehr wohl für ähnliche Dinge geeignet war. Schwierigkeiten bei der Lösung der Aufgabe bereitete vorwiegend der Plenarsaal, da sein Volumen nicht ohne schwerwiegende Eingriffe im vorgegebenen Gehäuse unterzubringen war. Besonders der Mittelteil mit dem größten Be-

¹ Über das Leben und Schaffen Lempps vgl. Rudolf Lempp. Zum 70. Geburtstag am 26. November 1957, Ehrengabe des Vereins Freunde der Staatsbauschule Stuttgart, sowie Schwäbische Heimat 8/1957, S. 210. Die im folgenden vorgetragenen Gedanken stellen die Ansicht des Vf. dar, der als Mitarbeiter von Prof. Lempp Gelegenheit hatte, die Probleme des Baues zu studieren und die Diskussionen der Planer, Prof. Rudolf Lempp, Prof. Dr. H.-D. Rösiger und der Herren der Bauverwaltung mitzuerleben. Eine allgemeine Würdigung des Geleisteten ist nicht Ziel dieser Ausführungen.

stand alter Raumdekorationen hätte schwere Einbußen erlitten. Auch die Versuche, den Plenarsaal losgelöst und in lockerer Verbindung vor die Rückfront zu legen, konnten nicht voll befriedigen, da der eigentliche Kern des Projektes zum Anhängsel wurde.

Wie nicht anders zu erwarten, war Rudolf Lempp in diesem Wettbewerb bei denen, die sich mit dem Einbau des Landtags in die Ruine befaßten, im Bewußtsein der großen Chance für die Wiederherstellung des Schlosses. Seine und entsprechende Arbeiten wiesen den Weg für den Beschluß der Landesregierung vom Jahr 1957, dem Finanzministerium und dem Kultusministerium die erforderlichen Räume nicht durch Neubauten zu schaffen, sondern durch den Wiederaufbau des Neuen Schlosses. Hinzu kam die einzigartige Gelegenheit, dem Staatsministerium für die Repräsentationspflichten des Landes die Räume im Corps de Logis wiederherzustellen. Dies zeigt, wie entscheidend wichtig es ist, einem Baudenkmal eine Verwendung zu geben, die es mit Leben erfüllt, die andererseits aber keine unmöglichen Opfer vom Bestand fordert.

War damit die lebenswichtige Frage für das Neue Schloß (Abb. 2.) positiv beantwortet, so warf die Inangriffnahme des Wiederaufbaus sofort eine Reihe weiterer Fragen auf, denn mit dem alten Bau – der Residenz eines Monarchen – waren jetzt die Anforderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen. Sah man zunächst die Wiederherstellung der alten äußeren Form ohne Einschränkungen vor, so zeigten sich bald Schwierigkeiten, die zur Suche nach Kompromissen führten. Die Rekonstruktion der Krönungskrone (oder des früher vorhandenen Herzogshutes) auf der Kuppel des Corps de Logis wäre zwar für das Erscheinungsbild wichtig gewesen, ließ sich aber schwer mit der neuen Verwendung vereinbaren, weswegen auf sie verzichtet wurde. Anders wäre die Situation im Falle ihrer Erhaltung gewesen.

Erst nach langen Diskussionen fand die Frage der Fensterteilung ihre Entscheidung dahin, daß das Primat den Kanzleien und Büros der Ministerien zu geben sei und diese nicht durch eine Kleinsprossierung gegenüber Räumen in Neubauten benachteiligt werden dürften. In den meisten Fassadenentwürfen des 18. Jahrhunderts ist keine Fensterteilung eingezeichnet, was häufig so interpretiert wird, die Teilung sei, weil belanglos für die Architektur, fortgelassen worden. Dem wird man bei genauer Betrachtung nicht beipflichten können. Wohl ist daraus zu ersehen, daß diese Architektur nicht von Fenstersprossen abhängig war, doch zeigt dies an-

dererseits, daß die Fensterteilung gewissen Regeln folgte, die keiner Diskussion bedurften. Der Handhabung des Fensters dienten, genau wie heute, die kräftig in Erscheinung tretenden Rahmen- und Kämpferhölzer, wogegen die Sprossen in jener Zeit nicht mehr so sehr dazu dienten, aus kleinen Glasformaten große Flächen zu bilden, sondern vielmehr den Proportionen des Baues entsprechend zu akkompagnieren. Bezeichnend hierfür ist, daß bei den größtmaßstäblichen Barockbauten öfters noch die wenig sprechende Bleisprosse verwendet wird, mit feinerem Maßstab und Detail aber die Holzsprosse mehr in den Vordergrund tritt.

Bei der Suche nach brauchbaren Teilungen zeigte sich am Neuen Schloß außerdem, daß die Sprossen einst noch die Aufgabe hatten, bei den vierzehn verschiedenen Fenster- und Türformaten des Baues die unumgänglichen Differenzen in Kämpferhöhen und Flügelgrößen zu überspielen. Ein Blick auf das Schloß vor der Zerstörung lehrte, daß das Entfernen der Sprossen unter Belassung der Kämpferhöhen ein wenig erfreuliches Bild ergab, weswegen Teilungen gesucht wurden, die sich ohne Kleinsprossierung dem gegebenen Bestand einfügten und durch ganze Teilungsverhältnisse die Möglichkeit gaben, die Innenverglasung in den historischen Räumen mit den dort vom Raum her erforderlichen Sprossen zu versehen. Für andere Fälle mag daraus der Schluß gezogen werden, daß nur gewichtige Gründe ein Abgehen von der ursprünglichen Fensterteilung geboten erscheinen lassen.

Auch die an den verschiedensten Objekten immer wieder auftretende Frage der „Materialechtheit“, hervorgerufen erst durch die in den vergangenen Jahrzehnten entstandene Auffassung vom Wert und der Wirkung der Baustoffe, wurde bei der äußeren Wiederherstellung des Schlosses berührt. Der Architekt des Baues, der ansbachische Baudirektor Leopoldo Retty bediente sich zur Verwirklichung seiner Fassadengestaltung einer Mischtechnik aus Werksteinversatzstücken und überputztem Füllmauerwerk, wobei die wirksamen Architekturglieder aus Putz oder Stein sein konnten und daher einheitlich im Steinon gefaßt waren². So mußte die vorgenommene farbige Fassung der Putzflächen an der Gartenfront und der Rückseite dazu führen, daß die oben und unten vorhandenen Lehrsteine der aufgelegten Putzfelder farblich überstrichen wurden, um

² Die dem 18. Jahrhundert zuweilen ob seines souveränen Umgangs mit den Materialien zuteil werdenden abschätzigen Urteile zeugen von wenig Verständnis für die Anliegen der Zeit.



3. Das große Treppenhaus nach der Wiederherstellung Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

eine unerwünschte Aufteilung der Felder zu vermeiden. An der Stadtfront, dem Werk von Rettys Nachfolger La Guépière, war einst eine durchgehende Nutzung des Erdgeschosses und eine Felderung des Hauptgeschosses vorhanden. Da diese Architektur trotz La Guépières Neigung für exakte Werksteintechnik – wohl aus Geldmangel – an den Rücklagen in Putz ausgeführt war, fiel sie rasch der Ver-

witterung anheim und wurde im letzten Jahrhundert abgeschlagen. Trotz positiver Proben in dauerhafteren Putztechniken als den früheren behielten hier diejenigen die Oberhand, welche dem nicht auf Sicht gearbeiteten Mauerwerk den Vorzug vor der „unechten“ Putzarchitektur gaben, was die Rücklagen gegenüber dem Mittelrisalit stark abfallen läßt, da dieser ganz in Stein ausgeführt ist.



4. Der Marmorsaal nach der Wiederherstellung

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Als grundsätzliche Frage mag auch die Behandlung der Front gegen die Neckarstraße betrachtet werden. Durch den unvermeidlichen Abbruch der Reste der Hohen Carlsschule und den längst erfolgten Ausbau der Neckarstraße war hier eine städtebaulich völlig andere Situation entstanden, als zur Zeit der Erbauung. Die damals nie als Einheit zu überschauende Rückseite war plötzlich zur gewichtigen Schauseite geworden. Ihrem Mittelteil wurde eine Attika aufgesetzt und auf Grund eines nicht verwirklichten Entwurfs La Guépières dem weit vortretenden Treppenhaus Portal und Freitreppe gegeben. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß eine solche Maßnahme geteilte Meinungen hervorrufen muß. Auch hier dürfte wichtig sein, daß ihr ein Anlaß von genügendem Gewicht zugrunde liegt.

Wie am Äußeren, so waren auch im Inneren den Planern zahlreiche Fragen zu lösen aufgegeben. Für die Ministerien in den beiden Flügeln mußte das Programm Räume fordern, die den Ansprüchen der Zeit gerecht würden, und es wäre müßig, zu erörtern, ob vereinzelt erhaltene Interieurs hätten be-

lassen werden können. Bei den zur Wiederherstellung vorgesehenen Räumen im Mittelteil des Corps de Logis zeigte sich bald, daß jeder Versuch teilweiser Erhaltung des Alten und nachschaffender Anpassung fehlschlagen mußte. Hier konnte nur Rekonstruktion zum Ziel führen, die soweit ging, als es die heutigen handwerklichen und künstlerischen Möglichkeiten erlauben.

Im Mittelpavillon des Corps de Logis, im Vestibule, Peristyle, Treppenhaus, Gardesaal und Marmorsaal waren die Wanddekorationen in Stuck, Stuckmarmor und Stein so weit erhalten geblieben, daß sie genau vermessen und abgegossen werden konnten. Durch die große Brandhitze waren sie allerdings so ausgeglüht, daß nur wenig in originaler Substanz bleiben konnte³. Schwieriger war es bei den Dek-

³ Die Wandarchitektur von Treppenhaus und Marmorsaal besteht aus verschiedenfarbigen einheimischen Steinsorten. Um den Böttinger Marmor, die Jura-, Muschelkalk- und Kalkspatsorten wiederzugewinnen, wurden womöglich die alten Brüche benützt oder mit Hilfe des Geologischen Landesamtes und des Verbandes der Höhlen- und Karstforscher entsprechende Quellen aufgespürt.



5. Der Weiße Saal nach der Wiederherstellung

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

ken. Da der Bau durchweg Holzgebälke hatte, waren sie völlig verbrannt und abgestürzt. Ein in alter Form wiederhergestellter Raum ist aber ohne die Dekorationen seiner Decke ein Torso, und das Ergebnis für die in Aussicht genommenen Repräsentationszwecke wäre unbefriedigend gewesen.

Durch die Sicherstellung auch der geringsten Reste von Gesimsen, Ansätzen der Deckenkehlen und der ornamentierten Gurten, sowie durch fotogrammetrische Auswertung der spärlich erhaltenen Fotos und mit Hilfe einiger alter Pläne zeichnete sich schließlich die Möglichkeit ab, in mosaikartiger Kleinarbeit auch hier rekonstruieren zu können. Für die Stuckdetails aus der Zeit La Guépières gab es außerdem analoge Beispiele in den Schlössern Monrepos und Solitude. Durch den weiteren glücklichen Umstand, daß sich eine Schar von geschickten Handwerkern, Kunsthandwerkern und Künstlern zusammenfand, die mit Eifer und Idealismus bei der Sache waren, gelangte man denn auch zu befriedigenden Ergebnissen.

Schon der erste Raum, das Vestibule mit seiner

dorischen Ordnung wäre ohne die durch ornamentierte Gurten gegliederte Muldendecke nicht vorstellbar. Auch das anschließende Peristyle bedurfte der Kehle und des gefasten Plafonds. Im großen Treppenhaus (Abb. 3) konnten das mächtige Konsolengesims und die Kehle mit ihren Stichkappen, Spiegelkartuschen, Figuren und Putten wiederhergestellt werden. Das Deckenbild des Nicolas Guibal allerdings war nicht wiederzugewinnen. Da es nur durch wenig gute Schwarzweißfotos dokumentiert war, hätte seine Nachbildung zuviel Risiko in sich geborgen. Zum Ausgleich zwischen den stark farbigen Wänden und dem hellen Deckenspiegel wurde die früher ebenfalls stark farbige Kehle nur zurückhaltend gefaßt.

Während die durch Gurten und Ornament gegliederte Decke des Gardesaales nur insofern Schwierigkeiten bereitete, als für ihre Rekonstruktion nur minimale Unterlagen vorhanden waren, ergaben sich im Marmorsaal (Abb. 4) die gleichen Fragen, wie im Treppenhaus. Von den stark farbigen Wänden leitete eine doppelte, ursprünglich ebenfalls

farbig gefaßte Kehle zum Deckenbild über. Da dieses ein vom Besuch des Großfürsten von Rußland 1782 übriggebliebenes Provisorium war, verbot sich seine Rekonstruktion schon aus diesem Grunde. Hier wurden lediglich die in der oberen Kehle damals in der Eile gemalten Stuckfelder plastisch ausgeführt und diese und die untere Kehle mit den Puttengruppen nur leicht farbig gefaßt, um den Übergang zur Decke zu gewinnen. In diesem Raum wird allerdings das Deckenbild eher vermißt als im Treppenhaus, doch erscheint es klüger, die von der Sache gesetzten Grenzen zu respektieren.

Anders lag der Fall in der sogenannten Äneasgalerie, einem Raum an der Rückseite, der seinen Namen nach dem Deckenfresko des Matthäus Günther aus Augsburg hatte, welches die Äneassage darstellte. Eine Wiederherstellung der hier besonders gut erhaltenen Wandarchitektur wäre ohne das Fresko sinnlos gewesen, da der Raum völlig von diesem lebte. Neben lavierten Federzeichnungen und einer Ölskizze Günthers waren gute schwarz-weiße und farbige Aufnahmen des Bildes vorhanden und man entschloß sich nach langen Überlegungen zur Rekonstruktion in der originalen Freskotechnik. Der Erfolg dürfte dem Versuch recht geben.

Hatte der Marmorsaal auf der einen Seite den aus Saluccis Pilasterarchitektur des Gelben Saales gewonnenen Speisesaal und die Äneasgalerie als Festräume neben sich, so lagen auf seiner anderen Seite zwei Zimmer und ein Vorzimmer für Besprechungen und Versammlungen im kleineren Kreise; ein durchaus glückliches Raumprogramm. Die beiden Zimmer allerdings warfen abermals eine Grundsatfrage auf. Vor der Zerstörung hatten sie, ihrer Lage neben dem Hauptsaal des Schlosses nicht angemessen, eine einfache Ausstattung mit Wandbespannungen und etwas dünn stuckierten Kehlen von der Hand Isopis aus dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Reste hiervon waren nicht erhalten. So schied eine Rekonstruktion aus doppeltem Grund aus. Andererseits aber mußten die Räume entsprechend ausgestattet werden, um ihre Aufgabe nicht völlig zu verfehlen. Hier fiel nun eine Entscheidung, die zwar unvermeidlich Bedenken herausfordern muß, im vorliegenden Fall aber kaum anders denkbar ist. Für beide Räume lagen nicht ausgeführte Entwürfe Rettys in großen, präzise durchgearbeiteten Blättern vor, an Hand deren nach eingehendem Studium der Ansbacher Rettyräume die Ausführung vorgenommen wurde. Wichtig war hier, daß der Stukkateur mit dem nötigen Einfühlungsvermögen und in freiem Antrag arbeitete.

Einfacher war der Fall beim zugehörigen Vorzimmer, wo Stücke der Lambris und des Gesimses von Thouret erhalten waren, so daß der Raum in der schlichten Vornehmheit des Empire wiedererstehen konnte. Dies alles zeigt, wie trotz ähnlicher Voraussetzungen jeder Raum immer neuer Überlegungen bedurfte und die Entscheidungen jeweils nach den stets etwas anders gelagerten Umständen zu fällen waren. Die Durchführung der Arbeiten bot dann nur noch Schwierigkeiten technisch-handwerklicher Art, die mit der nötigen Geduld, kritischer Beurteilung und immer neuen Versuchen zum Ziel führten.

Zuletzt sei noch das Problem angeführt, das der Weiße Saal im Kopfe des Stadtflügels aufwarf (Abb. 5). Ihn mit gesonderter Eingangshalle und Treppe als Konzertsaal wiederherzustellen, war im Raumprogramm enthalten, und danach wurde er im Rohbau in alter Größe, in den Mansardstock hinaufreichend hergestellt. Dann aber wurde versucht, ihn ohne Verwendung der in genügendem Maß sichergestellten Stuckdekorationen modern auszugestalten. Es zeigte sich jedoch, daß allein der rohe Raum durch seine ihm eigene Proportion, die durch die Mansardschräge bedingte Muldendecke mit den Stichkappen der Gauben und dem Rhythmus der hohen Bogentüren und Fensternischen so mächtig und ein Kind seiner Zeit war, daß er sich jeder andersartigen Behandlung widersetzte. Ein moderner Konzertsaal gleicher Größe wäre notwendig von völlig anderer Grundkonzeption. So siegte auch hier die Wiederherstellung der alten Gestalt, wobei der Fortfall der lauten Zutaten des 19. Jahrhunderts dem kühlen und vornehmen Raumeindruck förderlich war⁴.

Bei der Größe und Vielschichtigkeit des Wiederaufbaus des Neuen Schlosses konnten hier nur einige der wichtigen Fragen angedeutet werden. In der für ein solches Objekt kurzen Bauzeit von 6 Jahren war fast täglich Neues bis hin zum kleinsten Detail zu überlegen und zu entscheiden, und für den Mitarbeiter ist der täglich neue Eifer und die nicht nachlassende Ausdauer unvergeßlich, mit der sich Rudolf Lempp dieser Aufgabe widmete.

⁴ Zum Wiederaufbau des Neuen Schlosses vgl. auch H. A. Klaiber, Der Wiederaufbau des Neuen Schlosses zu Stuttgart. Ein Überblick in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege, Heft 2, 1966 S. 117 ff. Dort ist auch die weitere Literatur zum Wiederaufbau zitiert. Rudolf Lempp selbst hat sich hierüber in der Festschrift zum Wiederaufbau, S. 33 ff. geäußert.

Neue Chorographia und Historia Teutscher Nation

Das Werk eines Biberachers aus dem 16. Jahrhundert

Von Reinhold Broese

Unter den zahlreichen Zeugnissen bedeutender Biberacher Bürger dürfte ein bemerkenswertes Werk fast völlig in Vergessenheit geraten sein: „Neue Chorographia und Historia Teutscher Nation“ des Biberacher Pfarrers Jacobus Schopper aus dem Jahre 1582.

Es ist die Zeit des wiedererwachten forschenden Gelehrtengeistes, der seine Erkenntnisse mit Hilfe des nicht allzulange vorher erfundenen Buchdruckes allgemein bekannt und zugänglich machen möchte. Allein auf dem Wissensgebiet der Geographie und Geschichte erscheinen in kurzer Folge verschiedene namhafte Werke, wie zum Beispiel 1493 Schedels „Weltchronik“, 1544 Sebastian Münsters „Cosmographia universalis“, 1570 Abraham Ortelius „Theatrum orbis terrarum“, 1572 das „Theatrum urbium“ von Braun und Hogenberg und so fort bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts mit den Chroniken Dilichs (1605) und Zeiller-Merians (1642–88). Der Autor, dessen Werk wir betrachten wollen, fühlte sich zur Herausgabe seines Buches veranlaßt, weil es dem bereits erwähnten Kosmographen Seb. Münster „in seiner Cosmographia nit möglich gewesen, alle Orter im Teutschlande zu erkundigen“. Schopper hat es „nit für unrecht gehalten, das jemand dasjenig, was er (Münster) noch nit besonders beschrieben, auch an den Tag gebe“.

Ein Exemplar der Schopperschen Chorographie aus dem Jahre der Erstausgabe befindet sich in meinem Besitz, wohin es nach sicherlich recht abenteuerlichen Wegen durch fast vier Jahrhunderte gelangt sein mag. Die äußere Gestalt des Buches (4°; XIV; 880) läßt bereits ein selten gut und vollständig erhaltenes bibliophiles Stück erkennen. Sein Haupttitel (Abb. 1) ist in der Art der Buchgestaltung der damaligen Zeit reich verziert und vielfach gegliedert. Die Titelbilder zu den einzelnen Teilen der Chorographie gestaltete Jost Ammann (1539 bis 1591), der bekannte Holzschnittillustrator der „Bilderbibel“ (1564–1579) und Hans Sachsens „Beschreibung aller Stände mit Reimen“ (1568) (Abb. 2). Seine Initialen IA sind auf dem mittleren Rollwerk unter der Angabe von Druckort und -jahr zu finden. Möglicherweise hat sogar Ammann

die Titelholzschnitte eigens für die Chorographie gefertigt, da er auch neben Tobias Stimmer (1539 bis 1584) eine große Zahl Titel- und Illustrationsholzschnitte für die bei Sigmund Feyerabend in Frankfurt während des 16. Jahrhunderts erschienenen Bücher schuf. Es sprechen dafür sowohl die abgebildeten Figuren, die in naher Beziehung zum Inhalt stehen, als auch der recht saubere Abdruck bei den einzelnen Titelblättern. Bekanntlich hat man in der späteren Verfallszeit der Buchausgestaltung häufig die vorhandenen Holzschnittstöcke oder Kupferstichplatten auch ohne Zusammenhang mit dem eigentlichen Inhalt des betreffenden Buches durch Jahrzehnte hindurch immer wieder bis zur völligen Abnutzung und Unkenntlichkeit der Darstellungen verwendet. Den Schluß des Bandes der Chorographie zierte die Druckermarken des Sigmund Feyerabend, dessen Verlag in Frankfurt am Main zu den führenden in Deutschland während des 15. und 16. Jahrhunderts gehörte. Sein Verlagssignet war die allegorische Darstellung der „Fama“ (Abb. 3).

Im Anschluß an die „Chorographia“ ist die deutsche Übersetzung einer über 200seitigen „Beschreibung der Niederlande“ beigegeben, die aus der Feder des Florentiner Gelehrten Ludovico Guicciardini stammt und 1566 zu Antorff (Antwerpen) erstmals gedruckt wurde. Näher auf dieses, die Schoppersche Chorographie sinnvoll ergänzende Werk einzugehen, würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wiewohl eine Gegenüberstellung der beiden Beschreibungen äußerst reizvoll wäre.

Dem eigentlichen Inhalt der „Chorographia“, der in drei Hauptteile gegliedert ist – in Historia naturalis, Historia rerum gestarum und Historia ecclesiastica – vorangestellt sind Widmungen des Autors an seinen Landesherren, Lobgedichte der Universitätslehrer und -kollegen Schoppers auf die Chorographia in Latein, Griechisch und Deutsch sowie endlich „Summa oder Inhalt dieses Buchs“.

Bevor Schopper im ersten Teil, der „Historia naturalis“, in Form eines Dialoges die Geschichte „von der Teutschen Ursprung Gesprechs weiß behandelt“, gibt er eine Aufstellung über die „Bücher und Scribenten, aus welchen diese Histori sonder-

Neuwe Chorographia vnd Histori Teutscher Nation. Das ist:

Sachhafte eigentliche vnd kurze Beschreibung

der alten hochlöblichen Teutschen/ vnserer Väter vnd Vorfahren erster ankunfft/ herkommen/auffnehmen vnd vermehrung/dero Namens vrsprung: Von ihren herrlichen Kriegß thaten/vielfältigen verrückungen in andere Länder/so sie fast biß zu dieser zeit/nicht allein in Europa/ sondern auch in Asia vnd Africa mannlich vollbracht. Veneben verständlicher erklärung derjenigen Landtschafften/ Städte/ Flecken/te. so sie zu mehrmalen eingenommen/ erbauet vnd bewohnet: Auch wie dieselben auff heutigen tag genennet werden. Mehr/von der Alten Teutschen Sitten/ Gebräuchen/ Statuten/ Versagen/ Statt vnd Landts Rechten: Jren Tugenden/ Wärdten vnd Hochzeiten/derowegen sie je vnd allweg/ zu Kriegß vnnnd Friedenszeiten hoch berühmpt: Item/ wie das Römische Keyserthumb an sie gelanget: Auch durch was mittel vnnnd gelegenheit der Hochlöbliche Kayser vnd Würde der sieben Churfürsten bey ihnen angeordnet. Endlich was vermeinter Religion die erste Teutschen in der Heydenschafft zugethan gewesen: Wie sie demnach vermittelst der Heyligen Apostel vñ irer Jünger Predigten zum Chrißten Glauben bracht worden: Ferner wie der Römischen Päpstlichen Kirchen Religion/ Gewalt vnnnd Ceremonien bey ihnen vberhandt gewonnen: Vnd wie befriewen allzeit Spaltungen gewesen: Biß leglich die Reformation der Kirchen vnd Religion vorgenommen vnd ins werck gericht. Allda denn zu gleich der mancherley Seiten/so damals entstanden vnd jetzt zu vnser zeit im schwang gehen/ kurze erzehlung/ zusampt derselben auß Gottes Wort gründlicher widerlegung mit eingeführet wirdt.

Demnach von deß gangen allgemeynen/ beyde deß vralten vnnnd jetzigen Teutschlands anfänglichem Begriff/ Vmbkreiß/ vornemen Landtschafften/ sampt dero Natur/vnd wegen Himmels gelegenheit/ güte vnnnd Fruchtbarkeit: Darinnen begriffenen Bergen/ Wäldern Schiffreichen auch andern namhaften Wassern vnd Seen: Item/von Metall vnd Bergwercken/von Wildbärdern/ Eysenbrunnen vnd andern Herrlichkeiten/ damit Teuschland von Gott vnnnd der Natur reichlich begabt vnd versehen/ Auch von den Erzbischoffumben/ Bischoffumben/ Abteyen vnd andern Stifften/so im Teuschland gefunden werden.

Alles auß d. Göttlicher Schrifft/ auch andern glaubwürdigen Scribenten/ Dem werden Hochlöblichen Reich Teutscher Nation/sonst viel geliebten Vaterland zu besondern Ehren vñ Ehren sich der alten Teutschen/ jrer vñ andern Christlichen Religion/Tugenden/Mannheit/Küchigkeit vnd hohen Thaten/ dann Juchsen/ denselben mit höchstem fleiß vnd ernst anzuheymen/ entgegen aber vor falscher lehr/ laster vnd Vnruhendt sich besten fleiß zu halten/ Erstmal von neuem zusammen bracht vnd beschriben/

Durch Jacobum Schöpperum/der d. Schrifft bey der löblichen hohen Schul zu Heydelberg Professorem ordinarium.

Innhalt deß gangnen Wercks/sampt aller darinn begriffener Capitel/wirdt der günstige Leser zu nachst nach der Vorrede finden.

Endlich wirdt mit angehenckt ein ganz eigentliche vnd wolgestellte Beschreibung der Niderlanden/sampt aller darinn begriffener Fürstenthumb/ Herrschafften/ Städte/Flecken/te. Dero Gebräuche/ Gewohnheiten/ Statuten/ Rechte/te. Erklärung der Staatlichen güter/ Rauffmannschagen vnd vñlich Erwerben/so allda getrieben werden. Veneben warhafter erzehlung aller denckwürdigen/ zu Kriegß vnd Friedenszeiten/ darinn verlauffener Handel/ sampt vielen andern nützlichen Sagen/ handlungen vnd Geschichten.

Item/zu endt deß Buchs ein vollkommen artig Register oder Zeiger alles vornemen darinn gemelter Sagen.

Bedruckt zu Franckfort am Mayn/te. M. D. LXXXII.

1. Haupttitel der Neue Chorographia



2. Zwischentitel in der Chorographia von Jost Ammann

**Bedruckt zu Franckfurt am
Mann / durch Peter Schmidt in verlegung
Sigmundt Feyerabendts / Im Jar**



M. D. LXXII.

3. Verlagssignet des Druckers Sigmund Feyerabend

lich gezogen". An dieser Stelle bereits sieht sich Schopper großen Schwierigkeiten gegenüber, denn die „uralten Teutsche Sachen sind gar wenig und unfleissig beschrieben worden“, und er muß, von den dürftigen und teilweise recht kolportagehaften römischen Schreibern abgesehen, sehr viele Chronisten des Mittelalters und seiner Zeit heranziehen, um zu einer möglichst lückenlosen Gestaltung zu kommen. In zehn Kapiteln gibt der Biberacher Magister ein lebendiges Bild des „Teutschlandes“ mit Beschreibungen des Klimas, der Fruchtbarkeit, Heilquellen, Bodenschätze und der Topographie. Herkunft und Wanderungen der deutschen Stämme werden ausführlich dargelegt, wenn auch nicht immer frei von Vermengung mit sagenhaften Begebenheiten. Mit einer umfangreichen Aufstellung „von des Teutschlandes Ländern und Stätten etc.“ schließt der erste Teil.

Im „andern Theil“ der Chorographia werden die Bräuche und Sitten der Deutschen von alters her behandelt. Ihr Verhalten im Krieg und Frieden, in Erziehung, Politik und Rechtsprechung werden mittels zahlreicher Beispiele beschrieben. Die Etymologie deutscher Personen- und Städtenamen wird ebenso eingehend betrachtet wie die Sitten in Bekleidung und Haartrachten. Unter den Tugenden der Alten ist an Hand zahlreicher Beispiele aus alten Scribenten die Gastfreundschaft und die Tapferkeit hoch gerühmt worden, woran in den Augen des Magisters auch das althergebrachte Vorurteil der Völker, stets ihre Nachbarn aus Furcht oder Dummheit als „Barbaren“ zu bezeichnen, nichts ändert. Nach zwei weiteren Kapiteln, die das Aufkommen des römischen Kaisertums und die Einrichtung fürstlicher Würden und Ämter zum Gegenstand haben, kommt Schopper auf die Erfindun-

Statt mit aller irer gelegenheit das ansehen darzu/das man allda sicher zum Teutschen und Fransösischen Kriegsheer kommen könnte.

Sarburg oder Sarbrücken.

CÆsar lib. 6. Bel. Gall. schreibt/das er bey Trier ein Brücken machen lassen/vnnd hab allda Gerold.
das Kriegsvolk in der Besatzung gelassen. Diesen Bau helle man für Sarburg vnd Sarbrücken/wie dann alte Inscriptiones oder Überschriftet solches anzeigen sollen. Marcellinus schreibt/das der Sarmater Nachköhling ein herrlich vnd dappfer Volk sich vnder dem Römischen Kriegsheer an diesem ort haben gebrauchen lassen/vnd also diese Gegend bewohnet/daher das Wasser die Saar den Namen bekommen hat.

Dieseynd die alte Stätt des Teuschlands/welcher die alte Scribenten in iren Schriftten meldung thun. Wiewol ich nun nicht willens bin die jetzige Stätt des Teuschlands zu beschreiben(denn solches meines erachtens gnugsam von dem Münstero beschehen)jedoch wil ich noch etliche Teutsche Stätt jetziger zeit herzusetzen/welche zum theil Münsterus gar aufgelassen/zum theil sonst kurglich gemeldet hat.

Diberach.

Dieweil diese Reichstatt Diberach/welche mein vnd meiner alten Vorfahrn geliebtes Vaterland ist/schier von keinem Cosmographo noch Historico bissher ist beschrieben worden/so wil ich von derselbigen etwas weitläuffigers reden/welches mir denn der günstige Leser nie vor vnaut halten wolle/dieweil es mein Vaterland ist. Ich finde kein Lateinisches noch Griechisches Namen/welche diese Stätt möcht gehabt haben/Sie möcht aber wol auß der Griechischen Sprach mit ein Wörtlein Castoropolis,das ist/Diberstat genent werden. Den sie von den Dibern/welche in diesem sumpfigen ort/da noch die Stätt stehet/gewohnet/solle den Namen haben/das sie anfänglich Diberbach/das ist/ein Bach/darinn die Diber wohnen/genent worden/darauf demnach der Nam Diberach durch auflassung eines einige Buchstabens D.worden. Etliche verkürzen diesen Namen noch mehr/schreiben vnd sprechen Dibrach. Daher diese Stätt auch in ihrem Wappen von alters her ein Diber führet.

Wann diese Stätt iren ersten Ursprung genossen/kan ich bey keinem Scribenten finden.Ptolemaeus ein alter Griechischer Cosmographus/in seinem Buch setz vnder den Stätten Rheie/das ist/bey Schwabenlands eine/mit Namen Dibacum: kan sonst keine Stätt wissen/welcher solcher Nam gebüret/den eben dieser Stätt Diberach. Bruchsius da er den Enffz zu Duchaw beschreibet/meldet zwar/da die Graffen von Kesselsberg (in Latein Caldariensis genant) auff dem neuen Berg bey Diberach der Kesselsberg genennt/ein Schloß vnnd Sitz gehabt/vnnd vnden im Planchthal mit den Münen eine Schlacht gethan/in welcher Schlacht denn der Graff Ditho mit seinen dreyen Söhnen vmbkommen/der vierdie Sohn auch hernacher auff herleid/dieses Grundt gange haben/ene Leiberben abgestorben/Das Schloß vnd die Kirch auff dem Kesselsberg/zerrissen vnd verbrannt worden/vnd also dieser Stätt vnd ihr Sitz ein ende genommen (welches Herrschafft aber hernacher auff das Enffz zu Duchaw veruendet worden)da sey dazumal Diberach ein grösser Fleck gewesen/welches geschehen ist/Anno 800. Ja Diberach ist vnder dem Fransösischen König Pipino/Anno 751.schon ein Dorff gewesen.Das also Diberach von dannen bis hieher in dis gegenwertig Anno 52.Jar zurechnen gestanden ist durch Gottes Gnad 531.Jar. Wann aber Diberach zuvor angefangen/vnd was sich allda verlossen/sind sich nicht.

Es soll auff den nechsten Berg/der Gigenberg genennt(vber welchen Berg/daß die Stattemauer zum theil geführt/vnnd dieser Berg also zum theil in die Stätt hinein reichte) auff dem höchsten Berglein/vnder welchem die Büchschützen iren Weinkeller haben/ein Schloß gestanden seyn/auff welchem ein Edelmann gewohnet soll haben. Vnnd es hat zwar das Ansehen darzudem daß Berglein erhöht ist/vnd ferner vnder im ein kleine Luffe hat/als ob da ein Grab sey gewesen. Zu nechst bey diesem Berglein hat man bey kurtzen jarn ein Ziegelofen vnderm Erdrich gefunden/als man da die Dornhecken außzureuten/gegraben hat/das vermuthlich/diß mög ein solcher alter Ziegelbrenofen seyn gewesen/das man vielleicht allda Stein vnd Ziegel gebrannt/welche man zu den Häusern/in dieser neuen auffgehenden Stätt gebraucht hat. Es hat auff den nechsten vmbliegenden Berge viel Wald gehabt/die man in folgender zeit außgercuttet/vn zu Eckern gemacht hat. Es gibt auch noch gern Holz da/dann an der Hersteig hat es viel Holz/Birckenbäum/das es schier ein kleines Wäldlin ist. Daher soll die Holzmühlen vor dem Oberthor den Namen haben/dieweil vor jarn lauter Holz vnd Wälder da gewesen/darinn denn diese Mühlen gelegen gewesen. Es ist diese Stätt ein alte Reichstatt. Wann sie aber in ein Ringmauer sey eingefaßt worden/wenig

X iij ich

gen der alten Deutschen zu sprechen. Man ist überrascht, wie wenig man sich damals in Deutschland seiner großen Künstler und Geister bewußt war, finden doch weder Hans Sachs noch Dürer Erwähnung. Verständlicherweise stehen die Auslassungen über die noch junge Kunst des Buchdrucks mit beweglichen Lettern stark im Vordergrund. Im letzten Kapitel des zweiten Teils kommen der „alten Teutschen Laster, Fehl und Mängel“ zur Betrachtung und man stellt mit Beklemmung fest, daß bereits vor vierhundert Jahren der Hang zur Maßlosigkeit und die durch Wohltaten von Ursupatoren oder Eroberern leicht zu erreichende Gefügigkeit der Deutschen zu deren wohlbekannten Lastern gehörten.

„Historia ecclesiastica“ ist der dritte Teil überschrieben, in welchem Schopper, dem Hauptanliegen der Reformationszeit folgend, den Weg der „uralten Teutschen“ durch Heidentum und Abgötterei zum christlichen Glauben unter dem Papsttum bis zur Reformation aufzeigt. Die Vorgeschichte der Reformation findet in ihm als Theologen einen sachkundigen Betrachter. Die Ereignisse sind für ihn noch so zeitnah, daß er viele Streitschriften, Protokolle und Thesen im Originaltext wiedergibt. Von den Auseinandersetzungen mit den Wiedertäufern Schwenkfeld, Carlstadt und Müntzer bis zu den Niederschriften über das Marburger Religionsgespräch 1529, den Oberländischen Convent 1536 zum Augsburger Bekenntnis 1555 ist ausführlich und unter Aufzählung sämtlicher Theologen, Fürsten und Herren berichtet. Die Geschichte der Bistümer und Stifte Deutschlands ist der Inhalt der beiden letzten Kapitel, worin man zum großen Teil recht aufschlußreiche Aufstellungen über die regierenden Bischöfe und Äbte finden kann.

Aus dem gesamten Inhalt der Chorographia ist immer wieder des Autors Einstellung zu spüren, daß „alles aus Gottes Hand kömpt und zu ihm hin leite“. Wir heutigen Leser können wohl mit Beschämung feststellen, daß hier noch eine tiefverwurzelte, echte und unaufdringliche, weil selbstverständliche Frömmigkeit lebt, aus der heraus der Mensch vergangener Jahrhunderte sein Schicksal tragen konnte. Man stellt bei der Lektüre außerdem überrascht fest, wie weit im 16. Jahrhundert die Kenntnisse in den einzelnen Wissensgebieten schon reichten, und man mag bei der „historia moralis“ den erschütternd geringen ethischen Fortschritt erkennen, den die Menschheit trotz zahlloser hochtrabender Programme und Reden innerhalb von vierhundert Jahren gemacht hat.

Der Autor ist in Biberach an der Riß zu Hause. Er erwähnt die Stadt als „seyn Vatterland“ wiederholt in der Chorographie und widmet ihr eine ausführliche Beschreibung (S. 197–200, vgl. Abb. 4). Er wurde am 1. 11. 1545 als Sohn des Pfarrers Jacobus Schopper (1521–1547) geboren, besuchte die Schule in Biberach und anschließend das Gymnasium in Memmingen. Als Student finden wir ihn in Tübingen, wo er 1561 den Magistertitel erwirbt. 1566 wird er von Tübingen nach Biberach als Abendprediger berufen. Hier muß man ihn, der als tüchtiger Pfarrer sehr geschätzt wurde, neun Jahre später aus diesen Diensten „wiewohl sehr ungern“ entlassen, weil er in übereifrigem Einsatz für die Sache der Reformation anscheinend Mißfallen erregt hatte. Schopper verlegte seine Tätigkeit nach Hornbach im Zweibrückischen, wo er 1576 als erster Pfarrer, Professor theologus und Scholarch am Gymnasium wirkt. Vier Jahre später folgt er seiner Neigung zur Vertiefung der theologischen Studien und läßt sich am 19. 7. 1580 in die Martikel der Universität Heidelberg eintragen, nachdem er am 4. 6. 1580 in die Martikel der theologischen Fakultät aufgenommen worden war. 1581 wurde Schopper vom Kurfürsten Ludwig VI. auf die Professur für Dogmatik präsentiert, die er am 4. 6. 1581 erhielt.

Im akademischen Jahr 1583 war er Dekan der theologischen Fakultät, nachdem er im Jahre zuvor zum Doctor theol. (17. 9. 1582) promoviert worden war. 1584 verläßt Schopper die Universität und wirkt in Heyden, in Ansbach und schließlich als Dekan in Lehberg. Von 1593 bis 1597 ist er als Professor und Inspektor in Amberg tätig, das er 1598 zugunsten einer Professur an der Hohen Schule zu Altdorf verläßt. Dort beschließt er am 23. 9. 1616 als Rector magnificus sein Leben.

Außer der besprochenen „Newen Chorographia“ sind aus Schoppers Feder noch erhalten: „Kommentare zu Joel und Jona“, „Fragstücke aus Doctor Luthers Catechismo“, „Sterbe-Kunst“, „Biblische Edelstein-Büchlein“ und „Predigten über Ezechiel 38 und 39“.

Herrn Dr. theol. G. A. Benrath, Heidelberg und Herrn Dekan Dietrich, Biberach/Riß danke ich herzlich für ihre wertvollen Hinweise beim Quellenstudium.

Literatur: Seelenregister des ev. Dekanates Biberach/Riß, Band B. – G. Binndo: Pfälzisches Pfarrer- und Schulmeisterbuch, Kaiserslautern 1930. – G. Toepke: Die Martikel der Universität Heidelberg, Heidelberg 1886.

Forstliche Schulen und Lehren in Württemberg

Von Willy Leygraf

Am Anfang wissenschaftlich begründeter Forstwirtschaft in Württemberg steht ein Name von besonderem Klang: Wilhelm Gottfried Moser, Sohn des Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser; er veröffentlichte zu Anfang des Jahres 1757 sein zweibändiges Werk „Grundsätze der Forst-Oeconomie“. In seiner Vorrede schreibt Moser über die Anlage seines Werkes: „... ich hoffe, daß man nichts darinnen antreffen wird, als was in Praxi nützlich sein kann, wie ich denn alles, was bloß zur Belustigung eines müßigen Gelehrten dienen könnte, in der Oeconomie selber aber keinen Nutzen schafft, mit vielem Fleiß übergangen habe. Von der Einteilung der Forste in gewisse beständige Hauungen, von denen Schreib-Tägen, Forstnutzungs-Etat, von der Anweisung, von den Holzhauern, vom Wald- oder Holz-Handel, vom Kohlenbrennen, von der Weide im Forst, von der Mast, vom Forst-Rechnungs-Wesen etc. finde ich nicht, daß jemand oeconomisch, oder doch so, wie es hier abgehandelt ist, geschrieben habe, und ich rechne solches mit andern billig unter das Neue so man hier antreffen wird.“

Und in der Tat gab Moser erstmalig in systematischem Aufbau eine geschlossene Darstellung der Forstwirtschaftslehre seiner Zeit. Wohl hatte schon 1713 von Carlowitz zum ersten Male das Forstwesen selbständig dargestellt und aus den früher üblichen Zusammenhängen mit Landbau oder Jägerei gelöst – aber hier, bei Moser, erscheint zum ersten Male das Ökonomische, das Volks- und Betriebswirtschaftliche des Forstwesens. Es geht nicht mehr nur um die Erzeugung eines vielbenötigten Rohstoffs, sondern um die Einordnung der Forstwirtschaft in gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge. So heißt es denn auch in den einleitenden Paragraphen der Moserschen „Grundsätze“: „Oeconomie nennet man die innere Wirtschaft einer Anstalt, die auf Gewinnung, Nutzung und Erhaltung einer gewissen Art von Gütern abzielet, und die zu dem Ende allerlei wirtschaftliche Einrichtungen und Maßregeln erfordert. Die Lehre von der Forst-Oeconomie ist also eine Anleitung zu einem gründlichen und vollständigen Begriff von Gewinnung, Nutzung und Erhaltung gewisser großer Teile eines Waldes, und derer zu diesem End erforderlichen wirtschaftlichen Einrichtungen und Maßregeln.“

Moser selbst grenzt diese Art der Betrachtung ab gegenüber seinen Vorgängern und Zeitgenossen: „Einige Neuere... verwechseln... gemeiniglich den Forst-Haushalt mit dem Garten- und Land-Bau, woraus sodann diejenige Mißgeburt entsteht, die sich in ihren Schriften findet. Andere sind wirkliche Forstmänner, Leute, denen man Geschick und Erfahrung im Forstwesen nicht absprechen kann, sie tun aber der Sache nicht genug. Sie bleiben gemeiniglich bei einzelnen Stücken des Forstwesens als dem Holz-Anbau und anderen dergleichen Sachen stehen, oder sie durchgehen zwar alle Teile dieser Wirtschaft, erschöpfen aber nicht alles und tragen das Gute, was sie haben, undeutlich vor, oder sie schreiben bloß als Forstmänner, nicht aber auch als Cameralisten, das ist, sie betrachten das Forstwesen außer seinem Zusammenhang mit den übrigen Teilen der Wirtschaft, und übergehen die Grund-Sätze, welche notwendig voraus gesetzt werden müssen, wann die Folgen richtig und die Schritte, welche man tun will, gewiß sein sollen.“

Die forstliche Wirtschaftslehre, wie sie Moser eigentlich geschaffen und erstmalig dargestellt hat (vgl. Mantel, Kurt: Mosers Forstoeconomie 1757 in: Forstw. Centralblatt 76. Jg. 1957, 11/12, 321–384), ist selbstverständlich von den merkantilistisch-kameralistischen Vorstellungen seiner Zeit bestimmt. Moser und andere zeitgenössische Lehrer der Forstwissenschaft waren zunächst und vor allem Kameralisten, Vertreter einer Wissenschaft, die sich mit der ordnungsgemäßen Mehrung, Verwaltung und Nutzung öffentlichen und fürstlichen Besitzes befaßte und mehr und mehr zu einer Wissenschaft des Finanz- und Haushaltswesens wurde.

Man muß bedenken, daß es bis in Mosers Zeit weder eine eigenständige Forstwissenschaft noch eine eigentlich wissenschaftliche Ausbildung für das Forstfach gegeben hat. Die höheren Ränge der Forstpartie waren zumeist mit adligen Herren besetzt, die über wenig spezielle Fachkenntnisse verfügten. Daneben gab es eine Schicht von Forstbediensteten, die in der Hauptsache Jäger waren; sie wurden von Meistern – den sogenannten Lehrprinzen – ausgebildet. Das Jagdliche stand bei ihnen im Vordergrund; in den oft sehr genauen Ausbildungsplänen blieb für das Forstliche wenig Raum, wenn diese Jäger

auch am Ende ihrer Lehrzeit eigentlich nicht nur hirschgerechte, sondern auch holzgerechte Jäger sein sollten. Und wenn ein solcher holzgerechter Jäger – wie z. B. der Altmeister Döbel in seinen „Jägerpraktika“ – daranging, seine Kenntnisse lehrbuchmäßig geordnet aufzuschreiben, dann blieb auch hier das Forstliche mehr oder weniger Zugabe und Beiwerk zufällig sich aneinanderreihender Erfahrungen und Meinungen. Allerdings entwickelten einige Lehrprinzen eine so intensive Ausbildungstätigkeit, daß regelrechte Meisterschulen entstanden, aus denen viele Angehörige des praktischen Forstdienstes hervorgingen. Unter dem Einfluß der Kameralisten erhielt daneben das Forstwesen auch einen Platz im Lehrplan der Universitäten, aber eben im Zusammenhang der Kameralwissenschaften, so in Jena, Berlin und Göttingen.

Zu Anfang der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts begann schließlich auch in Württemberg der akademische Unterricht in der Forstwissenschaft, allerdings nicht im Zusammenhang der Tübinger Universität, sondern an der Akademie des Herzogs Karl Eugen. Wohl im Frühjahr 1773 beauftragte der Herzog den Hofrat und Rentkammer-Expeditionsrat Johann Friedrich Stahl, wöchentlich zwei Stunden Forst- und Jagdwesen zu unterrichten, später bildeten die Forststudenten neben den zukünftigen Kameralisten und Kaufleuten eine besondere Klasse in der ökonomischen Fakultät der Hohen Karlschule.

Dieser Johann Friedrich Stahl ist nun der erste akademische Lehrer der Forstwissenschaft in Württemberg. Er wurde 1718 in Heimsheim geboren, studierte in Tübingen Theologie, verließ aber aus Neigung zu den Naturwissenschaften die theologische Laufbahn und war an verschiedenen Stellen Hofmeister, bis der Herzog auf ihn aufmerksam wurde und ihm den Auftrag gab, seine kameralistischen Kenntnisse durch Reisen zu erweitern. 1755 wurde Stahl dann württembergischer Bergrat, 1758 Rentkammer-Expeditionsrat; er hatte schließlich das Referat für Forst-, Wald- und Jagdsachen inne und war Mitglied verschiedener Wirtschaftsdeputationen.

Stahls Unterricht im Forstwesen gliederte sich in zwei Hauptgebiete: die eigentliche Forstpflge und die Nutzung der Forsten. Er betrachtete die Forstwirtschaft als schöpferische Kunst, die sowohl theoretisch als praktisch erlernt werden müsse. Gegen das Vorurteil der Förster alter Schule sprach er für die Erlernung der Forstkunde aus Büchern, um dadurch die praktische Erfahrung zu ergänzen.

In gleicher Richtung hatte Stahl schon früher gewirkt; in den Jahren 1763 bis 1769 waren 12 Bände der ersten forstwissenschaftlichen Zeitschrift Deutschlands erschienen mit dem umständlichen Titel: „Allgemeines ökonomisches Forstmagazin, in welchem allerhand nützliche Beobachtungen, Vorschläge und Versuche über das Wirtschaftliche, Polizei- und Kameralgegenstände, des sämtlichen Wald-, Forst- und Holzwesens enthalten sind. Gesammelt von einer Gesellschaft, deren ordentliches Geschäft ist, Waldungen zu gewinnen, zu benutzen und zu erhalten; herausgegeben unter der Aufsicht Johann Friedrich Stahls, Herzoglich-wirtembergischen Rentkammer-Expeditions-Rats.“ In diesem Forst-Magazin veröffentlicht Stahl lang sich hinziehende Kontroversen zwischen Praktikern und Theoretikern, zwischen den Anhängern einer handwerklichen und denen einer akademischen Forstlehre. 1763 druckt er ein Schreiben an den Herausgeber ab, in dem ein Ungenannter einem Ausgleich das Wort redet. Dieser schreibt über die neueren Forstgelehrten: „Es ist wahr, daß man viele dergleichen Schriftsteller nur für Stuben- und Federwirtschafter ansehen kann. Allein so weit sie auch von der Praxi entfernt sind, so können sie doch großen Nutzen schaffen. Es geht hier wie bei denen Bergwerken: man braucht Leute von der Feder und vom Leder. Die gelehrten Federn brechen die Bahn, die geschickten Practici aber bahnen erst den Weg recht, und werden durch die theoretischen Gelehrten in allen Dingen, Künsten und Professionen erst zum Nachdenken, und Versuchen gebracht, ja dahin geleitet, daß sie anfangen, ihre Verrichtungen mit zureichendem Grunde und nicht blindlings vorzunehmen, durch ihre Erfahrungen aber das Nützliche anzubringen, und das Unnütze oder die bloßen Speculationen von dem Nützlichen zu scheiden.“

In einem anderen von Stahl abgedruckten Beitrag einer umfangreichen „Theoretischen Einleitung in die Forstwissenschaft überhaupt“, lautet einer der einführenden Paragraphen: „Man wird wohl endlich aufhören zu fragen: ob es möglich, notwendig und nützlich sei, die Grundsätze derselben auf denen so genannten Hohenschulen zu lehren und zu lernen, wenn man den Schaden von der vormaligen Vernachlässigung einsehen, und dabei erkennen wird, daß eine Universität wirklich keine Universität aller Wissenschaften sei, wo es an der Gelegenheit fehlet, die Oeconomischen zu erlernen.“

Nun, für die Dauer der Hohen Karlsschule war diese Forderung erfüllt, wenn auch damit nicht für lange Zeit. Nach dem Tode des Herzogs wurde die

Hohe Schule 1794 aufgelöst – um diese Zeit übrigens auch die damals in Hohenheim bestehende forstliche Mittelschule zur Ausbildung der sogenannten Jägergarde. Damit war die erste wichtige Phase forstlicher Forschung und Lehre in Württemberg zu Ende. Wohl wurde später in Tübingen wieder ein Lehrstuhl für Forstwissenschaft eingerichtet – der später von Gießen aus wirkende Johann Christian Hundeshagen war sein erster Inhaber –, es kam dann zu einer erneuten Zusammenfassung aller forstlichen Ausbildung in Hohenheim. Aber für geraume Zeit zeichnen sich keine Höhepunkte, Besonderheiten oder Epochen ab. Württemberg nahm teil an der allgemeinen Entwicklung des Forstwesens im 19. Jahrhundert: an die Stelle willkürlicher Anordnungen und Maßnahmen trat die überlegte Regelung; man glaubte, die doch naturabhängige Produktion von Holz zwingen zu können durch technische Maßnahmen und mathematische Planungen für alle Zeiten. Schematisches Fachwerk-Denken teilte die Wälder in gleiche Flächeneinheiten oder in gleiche Vorratsmengen. Man suchte in der Bodenreinertrags-Lehre nach nur ökonomischen Prinzipien eine Rente aus dem Kapital des Waldbodens zu erwirtschaften, trieb weithin Waldbau im Verfahren des Kahlschlags mit nachfolgender Saat oder Pflanzung – nach dem Vorbild des Ackerbaus mit Saat und Ernte – in Württemberg und anderswo.

Dabei wurden für jene Zeiten beachtliche Leistungen erbracht, von denen wir heute noch zehren. Aus vielen wüsten Plätzen wurde erst wieder Wald. Aber es war doch bald zu erkennen: auf längere Sicht konnte man nicht nur auf das Technische bauen und an der Natur vorbeiwirtschaften: Sturm und Schnee brachen in die gleichaltrigen Fichtenplantagen, Bodenverarmungen wurden erkennbar, an vielen Orten wurde es immer schwieriger, nach der sogenannten Ernte wieder Wald zu begründen. Und da gingen von der württembergischen Forstdirektion und von der 1881 wieder nach Tübingen verlegten forstlichen Lehre Impulse aus, die – zusammen mit den Erkenntnissen anderer großer Forstlehrer um die Jahrhundertwende wie etwa Gayer – Bewegung brachten in den Schematismus forstlichen Denkens, der damals stellenweise zu spüren war. Hugo von Speidel schrieb 1893, noch während seiner Tübinger Lehrtätigkeit: „... als freier Sohn der Natur kann der Waldbau nicht von der Willkür einer künstlichen Betriebseinrichtung abhängig, wohl aber kann und muß die Betriebseinrichtung auf der unabänderlichen Grundlage des Waldbaus aufgebaut sein.“

Als württembergischer Forstdirektor gab Hugo von Speidel dann später den Anlaß zu einem freieren Wirtschaften im württembergischen Staatswald. Er milderte den Periodenzwang des Fachwerks und vergrößerte den Raum, in dem sich die wirtschaftenden Forstleute mit einem früher nicht üblichen Maß an Freiheit einrichten und betätigen konnten. Und Christoph Wagner, der seit 1903 an der Tübinger Universität lehrte, setzte mit seinen Büchern „Die Grundlagen der räumlichen Ordnung im Walde“ (1906) und „Der Blendersaumschlag und sein System“ (1912) die wohl heftigste Diskussion unter den Theoretikern und Praktikern des Forstwesens in Gang.

Kurios zu beobachten: Christoph Wagner, der sich immer wieder auf Gayer beruft, besonders auch auf dessen vielfältig modulierte Mahnung, nicht gegen die Natur und ihre Bedingungen zu wirtschaften, derselbe Christoph Wagner schuf mit seinem Blendersaumschlag die Voraussetzung für die wohl letzte starre und schematische Reglementierung im württembergischen Forstwesen, starr und schematisch in der organisatorischen Durchführung wie im augenfälligen Bild der von dieser Reglementierung betroffenen Landschaft. Wagner suchte einen Ausgleich zwischen dem natürlichen und dem ökonomischen Prinzip, die sich nach seiner Auffassung in der Forstwirtschaft streitend gegenüberstehen. Im Gegensatz zu damals bestehenden Lehren geht Wagner von dem aus, was er den „wahren Normalzustand des Waldes“ nennt: „Der wahre Normalzustand des Waldes ist in erster Linie bedingt durch eine normale räumliche Ordnung, die sich gleicherweise auf produktions- wie auf betriebstechnischen Forderungen aufbaut, die demgemäß die beste Wahl der Verjüngungsart des Waldes, die möglichste Sicherung vor Gefahren und die rationellste Ernte und Beförderung der Produkte in sich schließt, nicht weniger als den höchsten ökonomischen Wert dieser letzteren, die Möglichkeit rentabelster Wirtschaft und eine sichere Ertragsregelung und Betriebsführung. Erst in zweiter Linie sind für den wahren Normalzustand des Waldes bezeichnend die Momente der zeitlichen Ordnung, die heute übermäßig betont werden: der normale Vorrat, der normale Zuwachs, das normale Altersklassenverhältnis, denn sie können einem Wald nur dann das Gepräge des Normalzustands geben, wenn die erstgenannten Voraussetzungen in vollem Maße erfüllt sind.“

Mit solchen Überlegungen kommt Wagner zu einer starken Betonung der Verjüngung – manche werfen ihm geradezu vor, für ihn und seine orthodoxen

Schüler habe der Wald in erster Linie nicht mehr Holz, sondern Verjüngung zu produzieren. So lesen wir denn auch bei Wagner: „Die Forderungen des Waldbaus an die räumliche Ordnung des Betriebs ergeben sich vorwiegend aus den Bedürfnissen der Verjüngung des Waldes, der anzuwendenden Verjüngungsart. Sie hat den ersten und wichtigsten Einfluß zu üben auf die Wahl der Betriebsart und Bestandesform und damit auf die räumliche Stellung der Baumindividuen, Gruppen und Bestände zu einander nach Maßgabe ihres Alters.“

Anhieb der Bestände von Norden her, in kurzen Abständen hintereinandergestaffelt, Naturverjüngungen, die sich pultförmig unter die Säume schieben, das gegen die Hauptwindrichtung weisende Schuppenkleid des Waldes – ein relativ einfaches Schema, wenn man es schematisch anwendet. Und es scheint zunächst in der Tat recht schematisch angewandt worden zu sein. Hans Haufe gibt in seinem Rückblick auf „30 Jahre Blendersaumschlag in Württemberg“ eine anschauliche Charakterisierung der Zustände und Vorgänge bei der rigorosen Einführung des sogenannten „BS“ in Württemberg: „Herr Assessor, ergreifen Sie Lineal und Kompaß, wir haben den Blendersaumschlag einzuführen. Also sprach der Kahlschlag-Forstmeister zum Gehilfen, und unter Zwang wurde hier der Blendersaumbefehl des Präsidenten Wagner ausgeführt – mit selbstverständlich durchschlagendem Mißerfolg. Im anderen Extremfalle hatte die Propagandawirkung der Wagnerschen Bücher den Wirtschaftsführer zu der suggestiven Beeinflussung geführt, daß nun des Rätsels Lösung gefunden sei, man brauche nur recht genau die Anweisungen zu befolgen, alles andere ginge von selbst. All solches war der Sache abträglich, der es außerordentlich geschadet hat, daß die ‚Keimruhe forstlicher Gedanken‘ bei der Entwicklung des Blendersaumsystems in den Staatsforsten fehlte, daß dieses vielmehr mit der Ernennung Wagners zum Präsidenten der Württ. Staatsforstverwaltung im Jahre 1921 allzu stürmisch, unvermittelt und mit amtlichem Nachdruck eingeführt wurde.“

Durch die Ernennung Wagners zum Präsidenten der württembergischen Staatsforstverwaltung war die Diskussion nicht etwa – sozusagen auf dem Verwaltungswege – beendet worden. Bis in die 30er Jahre hinein wurde in den Fachzeitschriften, bei Tagungen und Waldbegängen das immer wieder heftig sich steigernde Streitgespräch fortgesetzt. Der andere große Streiter neben – und vor allen Dingen auch gegen! – Wagner war Victor Dieterich.

Von der Praxis im Forstamt Mössingen kam Dieterich zur wissenschaftlichen Lehre. Zeitweise war er als Leiter der Württembergischen Forstlichen Versuchsanstalt besonders mit Fragen der Ertragskunde und des Waldbaus beschäftigt. Schwerpunkte seiner Tätigkeit waren – besonders nach seiner Berufung auf den Münchner Lehrstuhl für forstliche Wirtschaftswissenschaften – die Gebiete, die er in seinen beiden wohl berühmtesten Publikationen dargestellt hat, Forstliche Betriebswirtschaftslehre und Forstwirtschaftspolitik. Dabei wurde Dieterich nie zum einseitigen Spezialisten, er blieb universeller Forstwissenschaftler, der denn auch in der von ihm begründeten und mehr als Jahrzehnte geleiteten Zeitschrift *Silva* lebhaft an der Diskussion aller Fachfragen immer beteiligt war.

1926, auf der Versammlung des württembergischen Forstvereins in Freudenstadt, setzte sich Victor Dieterich in seinem Vortrag über „Freiheit und Unfreiheit im waldbaulichen Planen und Handeln“ mit der Verallgemeinerung von Waldbau-Systemen auseinander und meldete seine Bedenken an gegen die schematische Verordnung des örtlich vielleicht richtigen Blendersaumschlags für ein ganzes, vielgestaltiges Land: „Im Gegensatz zum Blenderbetrieb – den man aus wirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Bedenken für den Großwaldbesitz ablehnt – und zum Kahlschlagbetrieb, der aus kulturtechnischen Gründen als erledigt gilt, wird heutzutage die *Saumform* (als obligatorisches Merkmal der zulässigen Betriebsarten) auf den Schild gehoben; es fehlt wohl nicht viel, daß sie eines Tags in irgendeinem Land durch Staatsgesetz als die allein geduldete proklamiert wird. Man spricht bei uns fast nur noch von der saumweisen Verjüngung, vom ‚Laufen der Säume‘, von der ‚Arbeit am Saum‘; ja man ist dazu übergegangen, den Nutzungsgang, den man sonst in Holzmassen oder in Hiebsflächen auszudrücken pflegte, in Längenmaßen (Saum-Kilometern und Verjüngungsfortschrittsmetern) festzulegen.“

Und weiter sagte Dieterich in Freudenstadt: „Ich möchte mich grundsätzlich gegen jede waldbauliche Meisterlehre wenden, welche die Alleinrichtigkeit und Allgemeineinführung einzelner Hiebs- und Verjüngungsarten vertritt, weil sie uns vom eigentlichen Ziel der Bestandeswirtschaft ablenken und der in Aussicht gestellten Freiheit teilweise wieder berauben wollen. Wenn man die standortliche oder wirtschaftliche Bedingtheit der Technik und damit die Grenzen ihrer Anwendbarkeit übersieht, verstößt man übrigens auch gegen die natürlichen Bindun-

gen und Gesetzmäßigkeiten, die für das waldbauliche Planen und Handeln richtunggebend sein müssen.“

Rückblickend auf die waldbauliche Tradition, wie sie vor allen Dingen in der württembergischen Praxis verwirklicht worden ist, schrieb 1960 Paul Kirschfeld, der spätere Präsident der Forstdirektion Südwürttemberg-Hohenzollern: „Wagner entwickelte sein System des räumlich geordneten Blendersaumschlags, 1921 wurde es durch die ‚Allgemeinen Wirtschaftsgrundsätze‘ für den Staatswald verbindlich erklärt und 1933 in den ‚Richtlinien und Vorschriften für die Wirtschaftsführung in den Württembergischen Staatswaldungen (RVW)‘ nochmals ausführlich behandelt und erläutert, zu einem Zeitpunkt, als man in der Praxis schon wieder begann, das Blendersaumschlagsystem auf das rechte Maß zurückzuführen. Da der Blendersaumschlag im Gegensatz zum Keilschirmschlag einen ganz neuen Waldaufbau erstrebt und die vorhandenen Bestände in zahlreiche Schlagreihen zerreißt, ist er nicht so vielseitig anwendbar wie der letztere. Seine *allgemeine* zwangsweise Anwendung mußte daher auch zu größeren Schäden führen. Unter geeigneten Verhältnissen und in der Hand naturverbundener Wirtschaftler wurde aber auch am Blendersaum Hervorragendes geleistet.“

Längst sind wir damit der Zeit vorausgeeilt. Während die Fachgenossen in Württemberg und anderswo noch heftig diese Lehren des Waldbaus und der Betriebswirtschaft diskutierten, hatte die Forstwissenschaft ihren Sitz schon wieder von Tübingen wegverlegt, diesmal nach Freiburg. Man bildete dort aus den Tübinger und früheren Karlsruher Lehrstühlen die neue forstliche Abteilung innerhalb der Freiburger naturwissenschaftlichen Fakultät – Christoph Wagner war dort bis zu seiner Emeritierung 1935 einer der profiliertesten Lehrer.

Es ist nun aber noch von einer weiteren forstlichen Lehre zu sprechen, die in Württemberg – wenn auch unabhängig von den akademischen Lehrstühlen – wichtige Stütze und an manchen Stellen praktische Verwirklichung gefunden hat.

Wo die strengen Anhänger des Blendersaumschlags und die Freunde eines „freien Stils im Waldbau“ nach anderen Systemen mit mehr oder weniger technisch anmutenden Verfahren arbeiteten, mehr oder weniger gleichaltrigen Hochwald erzogen, in Verjüngungsgangzahlen dachten und mancherorts die immer weiter zurückweichende Tanne nicht zu halten vermochten, bemühten sich andere, weniger Forsttechniker als Waldwirte zu sein und näher an

den Leitbildern der Natur sich zu orientieren. Nicht nur um einer romantischen Naturliebe willen, sondern in der Absicht, auf die Dauer durch Ausnutzung der natürlichen Kräfte einen gesunden, immer höchste Werte produzierenden Waldbestand zu erhalten. In diesen Zusammenhang gehört der von Eberhardt in Langenbrand praktizierte und dort von Pfeilsticker in Richtung auf eine plenterwaldartige Wirtschaft weiterentwickelte Schirmkeilschlag, hierhin gehören vor allem aber die Bemühungen von Karl Dannecker um die Erhaltung der Weißtanne und um die Verbreitung des Plenterwaldes. Karl Dannecker, der wohl eifrigste und noch in seinem hohen Alter unermüdliche und höchst streitbare Verfechter des Plenterprinzips, geht in seiner „Hohen Schule des Weißtannenwaldes“ wie Wagner davon aus, daß die Forstwirtschaft von den beiden Prinzipien Natur und Wirtschaftlichkeit im Widerstreit bestimmt wird, aber Dannecker kommt zu einem anderen Ergebnis: „Im Naturwald herrscht der Zweck der Erhaltung und Fortpflanzung: Das *natürliche Prinzip*. Dasselbe findet seinen Ausdruck in den Forderungen der Produktionskräfte, d. h. der Summe aller im Naturwald tätigen erzeugenden Naturkräfte; Sicherung vor Schäden an Boden und Bestockung. Wo das Prinzip Geltung hat, strebt es ungestörter Entfaltung der Naturkräfte zu. Indem nun der Mensch dem natürlichen Zweck einen wirtschaftlichen Zweck, denjenigen der Gütererzeugung, entgegenstellt, tritt das *wirtschaftliche Prinzip* in Geltung, das den Wald dem Menschen nutzbar machen und möglichst wertvolle wirtschaftliche Güter erzeugen will. Der Wald wird zum *Wirtschaftswald*. Voller wirtschaftlicher Erfolg ist aber ohne Schädigung der natürlichen Produktionsbedingungen nachhaltig nur zu erzielen, wenn die Wirtschaft sich an den Grenzen bewegt, die durch das natürliche Prinzip gezogen sind. Ein Überschreiten der von der Natur gesetzten Grenzen kann wohl zu wirtschaftlichen Augenblickserfolgen führen, nicht aber zu einer nachhaltig vorteilhaften Wirtschaft.“

In der württembergischen Staatsforstverwaltung fand der Plenterwald allerdings wenig Freunde. Man sah Schwierigkeiten, ihn auf großer Fläche zu verwirklichen, man gab ihm ganz und gar keine Berechtigung außerhalb des natürlichen Verbreitungsgebietes der Weißtanne. Nicht ganz zu Unrecht wies man darauf hin, daß die einzelstammweise Nutzung ungleich höhere Forderungen an das gesamte Forstpersonal stelle, als von diesem erfüllt werden können. Im Privatwald jedoch, besonders im

Bauernwald des württembergischen Schwarzwaldes, konnte Dannecker anknüpfen an die dort seit Menschengedenken gepflegte Tradition einer in vielen Betrieben zu äußerster Vollkommenheit entwickelten Plenterwaldwirtschaft. Doch auch von dort her kam es nicht zu Diskussionen über diese forstliche Lehre, vergleichbar mit jenen Streitgesprächen zwischen Wagner und Dieterich. Das Schweigen der Offiziellen gab auf die Dauer der Lehre vom Plenterwald monologischen Charakter. Wohl in der nachbarlichen Schweiz waren für Dannecker Anerkennung und Ehrung von seiten der Gelehrten und der Praktiker bereit. Und so ist doch auch hier – wie schon oft seit Moser und Stahl, wie in den Zei-

ten der Fehden zwischen Wagner und Dieterich – ein wenig erkennbar, wie die lebendige Auseinandersetzung in Lehre und Praxis des württembergischen Forstwesens beigetragen hat zum Fortschritt einer Wissenschaft, die eigentlich nur sehr langsam fortschreiten kann.

Erfolg oder Mißerfolg eines Systems, Wahrheit oder Unwahrheit einer Lehre erweisen sich im Wald immer erst nach Generationen – und Bäume wachsen langsamer als so manche Thesen, Theorien und Systeme.

Dem Text liegt eine Sendung des Südwestfunk-Landesstudio Tübingen zugrunde. – Die Zitate wurden moderner Schreibgewohnheit angenähert.

Diana im Kirbachtal

Nachstehend geben wir der Impression einer Teilnehmerin an einer sommerlichen Studienfahrt Raum.

Im Kirbachhof schlägt eine Türe. Vielleicht ist es auch ein Schuß vom Walde her. Noch einmal zerreißt der Ton die Stille, ist aufgelöst und weggefedt. Sichelmond hängt überm Tal, verblaßt im dämmernden Tag. Reben über den Hügel gespannt, gelbgrün im Mondlicht. Auf der andern Talseite liegt im Schatten der Wald, dunkel getuscht. Ohne Atem die Luft. – Ein zweiter Laut wie vorher. Ein Schuß? Eine Türe, die ins Schloß fällt? Und wieder Stille. Der Bach in Silber gekräuselt, versteckt unter wucherndem Grün. Ein Reh verläßt den Wald, langsam äsend durchquert es die Mulde des Tals. Zwischen den Wiesen Schilf, leise bewegt, ein Dickicht dunkelgrüner Lanzen um eine steinerne Frau. Armlos, in gefaltetem Kleid sitzt sie, den Blick dem Rebenhügel zugewandt. Hier stand das Schloß des Herzogs Eberhard III. Die Welle des Hügel blieb – verschwunden das Schloß der frohen Jagd. Drei Jahrhunderte löschten das Bild barocken Lebensgefühls. Schäumende Kaskaden trockneten aus, spielende Wasser versickerten. Wo Farben des Regenbogens in Brunnen tauchten, Wege und Treppen zu den Hügeln führten, geht ein kleiner, steiniger Weg zwischen Wiesen und Moor. Längst verschwunden sind die steinernen Putten, die steigenden Fontänen, die Perlen zu Füßen der Göttin der Jagd warfen. Vom hochgelegenen Schloß kommen Rufe, Flüstern und Kichern aus den Bosketts. Im Dämmern des Morgens ziehen die Herren zur Jagd. Sie verschwinden im Dunkeln des Waldes. Wie in einem Mantel nimmt er sie auf. Dann brechen sich Schüsse in den welligen Bergen. Wild rennt gehetzt in die gereifte Saat des Tals. Über den Wipfeln die Sichel des Mondes! Einige Lichter hinter den Fenstern des Schlosses. Schatten huschen hinter Gardinen. Hifthorn erklingt! Ein jubelnder Name: Diana!

Verflossen sind drei Jahrhunderte. Versickert sind Fontänen und Brunnen. Weggefedt die verspielte Pracht des Schlosses. Stumpfe Stille verschweigt jener Menschen Gedanken und Pläne, ihre Ziele, die man nicht mehr begreift. Die steinerne Frau steht allein, keine steinernen Hirsche zu ihren Füßen, kein Spiegelbild ihrer Schönheit im klaren See. Unken gurgeln und quaken im Schilf, laichige Ketten kleben am bemoosten Sockel. Am Abend tanzen Mückenschwärme um ihr zerfallendes Gesicht. Treibende Spinnweben legen sich grau um ihr Haupt. – Aber vom Walde her klingen die Lieder der Vögel wie einst.

Der Sichelmond hat sich wieder auf der höchsten Tanne niedergelassen, Wolkenfetzen hängen in seiner Gabel. Schritte kommen des Wegs. Man hört sie in der Stille schon lange, obwohl der Weg weich und überwachsen ist. Ein Mann, die Hände auf dem Rücken verschränkt! Er atmet tief. Die feuchte Luft hat sich auf Gräsern und Büschen in mattem Hauch niedergelassen. Lange steht er vor der Umzäunung, die das sumpfige Gebiet umschließt und hält die Hand vor die bebrillten Augen. Er schüttelt den Kopf im Weitergehen und murmelt etwas vor sich hin. Als er am Kirbachhof ankommt, krähen die Hähne. Eine alte Frau steht unter der Türe. Der Wanderer hält im Gehen ein. Er ruft ihr etwas zu. Seine Stimme erschreckt den Hund – das Tal ist plötzlich entzaubert! Die Alte antwortet etwas, undeutlich und schnarrend, dann geht sie langsam ins Haus zurück. „Die Frau im Sumpf“, sagt sie, „die hockt dort so lang i mirs denke ka, des ischts Kibanele, mehr weiß i net“. Der Fragende versteht sie nicht. Er setzt sich am Straßenrand nieder, zieht ein Buch aus der Tasche, rückt an der Brille: „Einst Jagdschloß Eberhards III. im 17. Jahrhundert“ – allein geblieben ist Diana.

Lene Kübler-Fleischbauer

Aus dem Leben einer berufstätigen Frau um 1870

Von Siegfried Greiner

Marie Hesse, die Mutter des Dichters Hermann Hesse, hat eine ungewöhnliche Lebensbahn durchschritten. Ihr Dasein war voll äußerer und innerer Not, aber auch erfüllt von Freude und irdischem Glück. Nach einer vierjährigen Ehe mit dem Missionar Charles Isenberg in Indien gab es eine fünfjährige Witwenzeit in Calw, der wiederum eine 28jährige Ehe mit dem Missionsschriftsteller und Verlagsleiter Johannes Hesse folgte.

Die Witwenzeit liegt genau in der Mitte ihres Lebens, vom 28. bis zum 32. Lebensjahr (geb. am 18. Oktober 1842 in Talatscheri an der Westküste Indiens, gest. am 24. April 1902 in Calw). Nur sehr schwer konnte Frau Isenberg den Verlust ihres geliebten Charles überwinden. Mit ihm zusammen hatte sie im Indusgebiet missioniert, er in der Öffentlichkeit, sie in den Frauengemächern, die kein Mann betreten durfte. Auch eine Mädchenmissionsschule hatte sie eingerichtet und mit großer Freude Englisch und Handarbeit unterrichtet. Nachdem Isenberg an einer Lungenkrankheit gestorben war, erschien er der Frau wieder und wieder im Traum „als Besuch aus jener Welt“, und sie wünschte sehnlich, dem Manne nachsterben zu dürfen. Ihre beiden Kinder waren lange Zeit das einzige, was sie mit dem Leben verband.

Da erhielt die Witwe einen ganz ungewöhnlichen Auftrag: Der örtliche Schulausschuß in Calw bat sie, die englischen Unterrichtsstunden an der Oberrealklasse zu übernehmen. Sie erklärte sich nach kurzem Zögern dazu bereit, und ein neuer Lebensmut erfüllte ihr Herz. Deshalb unternahm sie, ehe der Schulunterricht beginnen sollte, eine Reise nach Tübingen, um sich dort bei Bekannten und Freunden zu erholen. Sie weilte hier vom 23. Mai bis zum 7. Juni 1871.

Isolde Kurz hat in ihrem Buch „Aus meinem Jugendland“ anschaulich geschildert, wie sie das Tübingen der 60er und 70er Jahre des 19. Jahrhunderts erlebte. Auch aus Marie Isenbergs Briefen und Tagebuch erhält man hübsche Einblicke in das gesellige Leben der Universitätskreise.

Die Witwe wohnte mit ihrem älteren, fünfjährigen Buben bei der Familie des Stiftsephorus, Professor Oehler (1812–1872). Die Calwerin war mit Luise, des Professors Tochter, eng befreundet, diese ist später als Missionsschriftstellerin hervorgetreten. Auch die Familie des Stiftsinspektors Landerer (1810–1878) versuchte durch Einladungen an Frau Isenberg den Tübinger Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Eine Schwedin, die Frau des Mathematikprofessors Hankel (1839–1873), und Emma Reyscher, die Tochter des berühmten Juristen, nahmen die Witwe sehr gerne auf. Doch die anregendsten Besuche gab es bei Ottilie Wildermuth. Jene Frau, die als Schriftstellerin von hoch und nieder sehr geschätzt

und als geistreiche Unterhalterin beliebt war, hat auch auf Frau Isenberg einen nachhaltigen Eindruck gemacht. Bei einem Spaziergang, der nach Lustnau und über den Osterberg nach Tübingen zurückführte, lernte diese nicht nur die Schriftstellerin, sondern auch ihre Töchter Agnes und Adelheid kennen und schätzen.

Mit anderen fortschrittlichen Frauen zusammen badete die Witwe im Neckar. Natürlich durfte die Besichtigung des Schlosses, der neuen Aula und des Klosters Bebenhausen mit den königlichen Gemächern nicht fehlen. Doch der Höhepunkt dieser Urlaubstage war ein Konzert im „Museum“, das der Kirchenmusiker Professor Palmer (1811–1875) dirigierte: „Bloß Gesang und Klavier, kein Orchester . . . man sang Palmers ‚Vaterunser‘, ‚Jam Mösta‘ und ‚Maria wallt zum Heiligtum‘ von Eccard und dann Mendelssohns ‚Loreley‘ (auf Geibels Worte). Die mittleren, gehaltvollen Stücke gefielen mir für meine Person am besten, es war so erhebend und befriedigend. Unbedingt am glänzendsten war aber die Loreley, nur paßt's eben sehr für ein Theater und weckt alle Leidenschaften des Menschen auf. Es ist gräßlich schön und zerreißt einem Ohr und Herz; bei einem jähren Singschrei der Sopransolosängerin (Frl. Frank) fuhr ich geradezu vom Stuhl auf, so daß Frau Oehler recht lachte. Ich hätte lieber das Eccardsche zum friedvollen Schluß gehabt.“ Die Briefschreiberin war selbst musikalisch sehr begabt und sang mit ihrer schönen Sopranstimme im Calwer Kirchenchor, der in jenen Jahren Werke Bachs und Händels aufführte.

Der Mission in irgendeiner Weise zu dienen, gehörte zeit ihres Lebens zu den schönsten Aufgaben, die sich diese Frau gesetzt hatte. Von ihrem Onkel, einem Textilfabrikanten in Barmen, besorgte sie Faden, Litzen, Taschen- und Halstücher, die sie in Calw verkaufte und hoffte, „wenn auch keine großartigen Summen, so doch ein anständiges Scherflein dabei zu gewinnen für die liebe Mission.“ Dann wieder schreibt sie: „Gestern war in meinem Missionsvereinle große Aufregung, da die Lotterie herausgespielt wurde. Die 52 Gewinnste bestanden meist in netten Arbeiten, die allerlei Leuten beigesteuert hatten, auch eine goldene Brosche war dabei. Der Ertrag ist 27 Gulden, dazu kommt noch das Opfer, so daß ich heute 45 Gulden abliefern kann für Basel . . .“ Auch „indische Missionspuppen“ ließ die ehemalige Missionarin durch die Vereinsmädchen herstellen und verkaufte diese Erzeugnisse in Tübingen, Stuttgart und Bad Boll *.

* Was „indische Missionspuppen“ waren, konnte das Sekretariat der Basler Mission, dem ich sonst für sehr genaue und ausführliche Auskünfte zu danken habe, nicht feststellen. Vermutlich waren es Puppen mit indischen Trachten.

Die Missionsinspektoren der Basler Mission stammten im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert alle aus Württemberg. Einer davon, der Lehrer Johannes Frohnmeyer (1850–1921), ist durch seine mütterliche Freundin Marie Isenberg nach Basel gewiesen worden. Sie hat durch ihre Erzählungen über Indien und die Missionsarbeit in ihm den Wunsch geweckt, selber Missionar zu werden. Von 1872 bis zu seinem Tode im Jahre 1921 wirkte dieser Mann für die Mission: zuerst als Lehrer am Basler Seminar, dann drei Jahrzehnte als Missionar in Indien, schließlich noch 15 Jahre als Missionsinspektor.

Als Übersetzerin englischer Aufsätze für deutsche Missionszeitschriften und auch als Schriftstellerin arbeitete Marie Isenberg unermüdlich für den Missionsgedanken. Der Calwer Verlagsverein, dessen Vorstand ihr Vater, Dr. Hermann Gundert, war und der J. F. Steinkopf Verlag in Stuttgart erhielten ihre Manuskripte, die meist ohne Namensnennung veröffentlicht wurden.

Die Herbstferien der Realschule Calw benützte die Lehrerin, um in Bad Boll Erholung zu suchen. Sie fühlte sich dort sehr wohl und war von den beiden Blumhardt tiefest beeindruckt; sie schreibt: „Blumhardt ist ein Apostel der Liebe. Er ladet alles ein, ist gegen alle freundlich und geduldig, nur Pharisäer sind ihm unausstehlich. Er kann sagen: ‚Hja, es muß was Guts en dem Menschen sein, hat doch noch Erbarmen im Leib!‘ ... Am Dienstag will Pfarrer Blumhardt nach Berlin, sein Sohn versieht dann seine Stelle. Er hat viel von des Vaters mildem, leutseligem Wesen.“ Ein Eintrag im Tagebuch lautet: „In der Kirche tief beschämt und sehr erquickt durch Blumhardts Predigt über den Jüngling zu Nain und das ‚Weine nicht‘ Jesu an die Witwe – ganz für mich.“

Anregend sind die neuen Bekanntschaften, die Marie Isenberg dort machte: Witwe und Sohn des „Weltgeschichts“-Dittmar, „Frau Professor Stockmayer aus Heilbronn, Tochter des Rektor Schmid aus Stuttgart, eine gescheite, liebenswürdige Frau“, und Ludwig Schneller aus Jerusalem, der Begründer des „Syrischen Waisenhauses“. Aber daneben gab es eine ganz andersgeartete Gruppe: „Es sind allerlei komische Leute da: Adelige vornehme Damen, die fragen, wo die Heiden sind? Ob in Basel halbverrückte oder schwermütige Herren, die einen Tag Predigten vorlesen wollen und am nächsten irgendwelche Lustpartien veranstalten und die Leute von Pfarrers Predigten abhalten?“

Als eine der ersten Frauen in Württemberg übte die Witwe Isenberg den Beruf der Sekretärin aus. Für ihren Vater, den Verlagsleiter des Calwer Verlagsvereins, erledigte sie schriftliche Arbeiten, fertigte Übersetzungen an, ordnete die Bibliothek und begleitete ihn auf seinen Reisen zu den Missionsfesten, wo er als Organisator und Redner auftrat. Nur um ihrer Kinder willen hat sie den Ruf nicht angenommen, der 1873 aus Hyderabad kam, sie möchte doch Medizin studieren, um als Ärztin und

Missionarin in indischen Frauengemächern tätig zu werden. Hätte sie dieser Bitte entsprochen, so wäre sie eine der ersten deutschen Studentinnen gewesen, die in Zürich studierten. Dort bezogen 1871 die ersten Frauen die Hochschule.

Heftige Proteste wurden laut, als in Calw bekannt wurde, der Schulausschuß beabsichtige, Frau Isenberg als Englischlehrerin an die Oberrealklasse zu berufen. Noch nie zuvor hatte in Württemberg eine Frau an einer öffentlichen höheren Schule unterrichtet. Die Witwe aber schrieb, halb belustigt, an ihren Bruder: „Weißt auch, daß ich jetzt vor dem Kultministerium herumgezogen werde? Hier kam’s zuerst aufs Oberamt (d. h. die Beschwerden wegen der Berufung als Lehrerin), dann aufs Stadtschultheißenamt, und nun ist’s höheren Orts vorgelegt. Die Herren wollten eine Garantie, daß die Disziplin nicht not leide unter weiblicher Instruktion. Helfer Grill (2. Pfarrer in Calw) beruhigte sie mit meiner ganzen energischen Persönlichkeit.“ Unter diesen Umständen hätten die meisten Frauen auf ein solches Amt verzichtet, nicht aber Marie Isenberg. Ein ganzes Jahr, vom Juni 1871 bis zum Juli 1872, brachte sie elf Buben die Anfangsgründe des Englischen bei.

Die Vorstellung: „Was tätet auch die Leut’ dazu sage!“ schreckte Marie Isenberg niemals. Sie gestaltete ihr Leben in einer schönen Sichselbstgewißheit. Am 12. Juli 1872, es war ein Buß- und Betfeiertag, ging sie morgens zur Beichte und badete „nachmittags zum ersten Mal dies Jahr in der Nagold“. Die Witwe fragte nicht danach, was wohl manche Calwer Lästermäuler zu der Duzfreundschaft mit dem acht Jahre jüngeren Johannes Frohnmeyer sagen würden, der fast täglich bei ihr einkehrte. In Englisch, Französisch und in Malajalam, einer Indersprache, unterrichtete die Freundin den zukünftigen Missionar. Bei Gesang, Instrumentalmusik und im Griechischen förderten sich die beiden gegenseitig.

Die Frauenrechtlerinnen des 19. Jahrhunderts mußten eine große Freude an dieser Witwe gehabt haben, denn was jene erstrebten, hat diese erreicht. Doch gehörte sie freilich niemals irgend einem Verein der Frauenrechtlerinnen an. Sie war stark genug, auf sich selbst gestellt, beides miteinander zu verbinden: Mutter zu sein und einen Beruf auszuüben.

Herrn Professor Dr. Wilhelm Gundert, Neu-Ulm, bin ich zu größtem Dank verpflichtet. Marie Hesse war seine Tante und Patin; sie hat ihm in vielem die frühverstorbene Mutter ersetzt. Er erlaubte mir, aus der umfangreichen Briefsammlung seines Großvaters, Dr. H. Gundert, Auszüge zum Lebenslauf Marie Hesses zu machen und unterstützte mich mit Rat und Tat. Ebenso danke ich dem Schiller-Nationalmuseum, Marbach, für die Bereitwilligkeit, die Handschriften M. H.s benützen und auswerten zu dürfen. In Adele Gunderts schönem Buch, „Marie Hesse, ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern“, ist die Witwenzeit dieser Frau wegen der Fülle des übrigen dort verwerteten Materials ein wenig kurz ausgefallen.

Die Regenbogenbrücke

Der Vorsitzende der „Arbeitsgemeinschaft zum Schutze von Hochrhein und Bodensee“, Regierungsdirektor i. R. Dr. W. Kohlhaas, setzt sich in nachstehenden Ausführungen mit dem Plan einer Verkehrsbrücke über den Bodensee und dessen Befürwortern auseinander.

Noch vor 130 Jahren meinte ein König von Preußen zum Plan der ersten Eisenbahnstrecke in seinem Lande: er sehe keine große Glückseligkeit darin, ob er ein paar Stunden früher von Berlin nach Potsdam komme. Heute macht das Wort „Zeit ist Geld“ jede Beförderungsschleunigung einer ernstlichen Prüfung wert, sogar den Gedanken, an Stelle des jetzigen Fährbetriebs durch eine Brücke am Ansatz des Überlinger Seearms eine schnellere Verbindung zwischen Konstanz und dem Nordufer des Bodensees zu ermöglichen. Neben dem geschäftlichen Verkehr im umliegenden Bereich spricht angesichts der Bedeutung des Bodenseeraums als Erholungsgebiet wesentlich auch die Zahl der Ferienbesucher mit, obwohl anlässlich der Diskussion um die Industrialisierungsfolgen der Hochrheinschiffahrt von deren Befürwortern gerne zum Ausdruck gebracht wurde, daß der Touristen- und Ferienbesuch nur für einen Bruchteil des Jahres zu Buch schlage. Eine zahlenmäßige Trennung beider Faktoren ist schwierig und aus dem Gutachten des Kölner Verkehrswissenschaftlers Professor Dr. Linden nicht ersichtlich, der sich im Hinblick auf die ständige allgemeine Verkehrssteigerung entschieden für den Brückenbau ausspricht.

Das Verkehrsvolumen des weiteren Raums um Konstanz würde für sich allein unzweifelhaft den Aufwand für einen solchen Bau *nicht* rechtfertigen. Ein nach den Kosten zu ermittelnder Brückenzoll würde vielmehr die heutigen Ausgaben, die den Benutzer des Fährbetriebs belasten, sogar ungewöhnlich billig erscheinen lassen; zudem ist es durchaus denkbar, Unzuträglichkeiten der heutigen Kostengestaltung des Fährverkehrs und seiner Anschlüsse, auf die Professor Dr. Lindens Gutachten hinweist, durch angemessene Vereinbarungen zu beheben. Und es ist kaum zu bezweifeln, daß auch einem erhöhten Transportmittelbedarf durch entsprechenden Ausbau des Fährbetriebs noch weitgehend abgeholfen werden könnte, ohne daß die wirtschaftlichen Belange der Anlieger bei der allgemeinen Verkehrsentwicklung in Rückstand kämen.

Dagegen muß die Notwendigkeit des Brückenbaus unter dem von Professor Dr. Linden herangezogenen Gesichtspunkt des wachsenden *Fremdenverkehrs* rundweg *verneint* werden: wer zum Ferienurlaub an den See fährt, macht sich mit dessen geographischen Gegebenheiten vertraut, wie sie sind – er wird sie sich in der reizvollen Landschaft meist gar nicht anders wünschen, oder aber für seine Ungeduld, von Ort zu Ort

zu brausen, notfalls andere Gegenden wählen können. Dies gilt erst recht für den Durchgangsverkehr, dem der Generalverkehrsplan des Landes bereits zügige neue Wege eröffnet.

Die Zahlen des Lindenschen Gutachtens unterstellen für alle Verkehrsbenutzer unter Einrechnung der für die nächsten Jahre zu erwartenden Steigerung das gleiche Geschwindigkeitsbedürfnis, das nun einmal hier nicht hergehört und speziell im Zielpunkt Konstanz, mit oder ohne Bodenseebrücke, keinen natürlichen Auslauf findet. Denn obwohl Professor Lindens Prognose die Weiterfahrt zahlreicher Auto-Reisender über Konstanz nach Zürich und Italien vorsieht, klammert sie erstaunlicherweise die unerläßliche Hauptfrage aus der Betrachtung aus: nämlich wie dieser Weg über den „Seerhein“ (den Flußlauf von Konstanz bis zum Untersee) durch den Konstanzer Brückenkopf vom Südufer weiterführen soll und wieviele Seerhein-Überquerungen, Anschluß- und Fortführungsstraßen dazu nötig werden sollen. Vom weiteren Anschluß auf eidgenössischem Gebiet kann man schlechterdings solange nicht reden, als man das wesentlichste Problem dieses Mittelstücks mit all seinen Ballungsmöglichkeiten im unmittelbaren Stadtbereich unerörtert läßt – gleichzeitig aber die Stauungen an den Fährten rügt!

Diese Methode, Kontraste zu schaffen und daraus Beweise herzuleiten, muß ebenso für unzulässig gehalten werden wie eine Betrachtung der „Brücke an sich“, d. i. ohne daß die Allgemeinheit durch maßstabgerechte Karteneinzeichnungen darüber aufgeklärt wird, wieviel Zufahrtswege, Rampen, Verkehrs-„Kleeblätter“ und Überschneidungen an den Ansatzstellen auf beiden Ufern weit ins Hintergelände eingreifen müßten und wie das Verhältnis dieses Aufwands zum erstrebten Effekt der Standortverbesserung aussehen wird. Die Förderer des Brückengedankens arbeiten hier (genau wie bei ihrer Befürwortung der Hochrheinschiffahrt, wo immer nur die Kosten der Wasserstraße allein und nie zugleich die der Hafenanlagen, Zubringerwege usw. genannt werden!) mit einer Taktik, die neuerdings in andern Gegenden beim Saldo verschiedener großer Anlagen die zahlende Allgemeinheit vor peinliche Überraschungen gestellt hat. So ist es eine staatsbürgerliche Selbstverständlichkeit und keine idyllische Landschaftspoesie, wenn hier gerade von der wissenschaftlichen Begutachtung schon am Anfang eine klare Darlegung der Endsummen gefordert wird, die nicht verschleiert werden darf.

Wie die Planung der Zufahrt- und Ausfallwege wird auch die *Gestalt* der geplanten Brücke durch die Landschaft bestimmt, sowohl wegen des mit Rücksicht auf die Schifffahrt erforderlichen Höhenabstands über dem

Seeniveau, wie auch wegen des Ufergeländes, das einen unauffälligen tiefliegenden Ansatz nicht erlaubt. Zwar verlautete zeitweilig, daß von dem Vorschlag einer Hängebrücke mit riesenhaft über die Bodanhöhe ragenden Pylonen – die wir als „Babel am Bodensee“ bezeichnen mußten –, in Erkenntnis seiner Abscheulichkeit abgegangen worden sei. Doch man vermag die Botschaft nur halb zu glauben, da kaum ein anderer Weg übrigbleibt: denn die Konstruktion einer auf ponton-ähnlichen Gliedern gestützten Brücke wird angesichts der ungewissen Strömungs-, statischen und sonstigen Faktoren kaum jemand zu verantworten wagen.

Statt aller vom Kernpunkt ablenkenden Statistiken sollte also zunächst einmal das Bild des beim Konstanzer Wasserturm rund 75 m über dem Spiegel des Sees ansetzenden und am Meersburger Ufer entsprechend auslaufenden Ungeheuers, getragen von den an 200 m über die Uferhöhen emporragenden Pfeilern, und dazu eine wahrheitsgemäße Skizze der zu diesen Ansätzen führenden Straßen zur öffentlichen Erörterung gestellt werden. Die Parallele mit dem Beispiel der berühmten Golden-Gate-Brücke ist unter wirtschaftlichen wie landschaftlichen Gesichtspunkten völlig irreführend, denn sie verbindet Teile einer Millionenstadt und ein entsprechendes Hinterland, außerdem beeinträchtigt sie die Großartigkeit der endlos hingestreckten Ozeanküste nicht, während die Bodensee-Brücke den gesamten soviel engeren Umkreis buchstäblich erschlagen würde.

Es wird nicht zuletzt von der Meinung der Überlinger und umgebenden Einwohnerschaft abhängen, ob sie für sich und ihre Gäste dem heutigen Ausblick, einem der schönsten weit und breit, den auf eine solche Riesenkonstruktion mit dem ewig glitzernden Blechband und einem in Phon unmeßbaren Getöse vorziehen wird. Der Einfluß eines solchen Verkehrsstroms auf die Atmosphäre und, durch tausenderlei Abfallpartikeln, auf das Wasser des Sees, um dessen Wiederherstellung sich die Landesregierung seit Jahr und Tag mit hohen Kosten bemüht, darf der sachkundigen Beurteilung durch die am See beheimateten wissenschaftlichen Institute überlassen bleiben. Hier genüge dieser Hinweis, was alles verantwortlich zu prüfen ist, bevor von derartigen Ideen wie von einem Faktum, auszuführen bis 1972!, gesprochen wird.

Gewiß ist die vor Jahrtausenden entstandene geologische Struktur des Bodensees ebenso wie die historische Entwicklung, die Konstanz auf dem Südufer des Sees gegen die Eidgenossenschaft abschloß, ein schicksalhaftes Hemmnis für die heutige Verkehrsausweitung. Doch auch andere Gebiete haben an ähnlichen Gegebenheiten und deren Folgen zu tragen, ohne den gleichen landschaftlichen Ausgleich. Doch es entspricht wahrlich nicht

der Billigkeit, wenn das Gutachten von Professor Dr. Linden mit seinem „Verkümmern“ der wirtschaftlichen und kulturellen Wechselbeziehungen im Bodenseeraum argumentiert, also nicht im geringsten würdigt, mit welch unverhältnismäßig hohem Aufwand sich das ganze Land Baden-Württemberg ungeachtet der wichtigsten sachlichen Bedenken für das Wagnis der Konstanzer Universitätsgründung engagiert hat!

Wo sich ein Gutachter vom Bemühen um einen vermeintlich guten Zweck so sehr in die Irre leiten lassen kann, ist es kaum verwunderlich, daß ein anderer als Historiker hochachtbarer Dozent beim gleichen Thema „den Naturschützern“ rundweg den Sinn für die Schönheit der Technik in der Landschaft abspricht. Demgegenüber bekennet sich der Verfasser dieses Protests als alter Silvretta-Wanderer ausdrücklich zu der glücklichen Einpassung der dortigen EVS-Kraftwerke und Stauseen in die Bergwelt (wie das anderswo nicht ebenso gelungen und leider vielfach gar nicht versucht worden ist!) und ebenso zu mancher jener gewaltigen Brückenkonstruktionen, als deren Kündler ein Max Eyth einst die Technik in unserer Bildungswelt „hoffähig“ gemacht hat; doch sein Wort von der „Berufstragik“ hat schon damals prophetisch die Konflikte gezeigt, in die die Maßlosigkeit den Gestalter stürzen mußte und in der sich das Planen unserer Tage geradezu verderblich verloren hat.

Man wird Werke großen Ausmaßes herzhafte bejahren und bewundern, wo immer sie unabdingbaren Notwendigkeiten zum Wohl der Menschheit dienen – nicht aber einen Plan wie diese Bodenseebrücke, die um begrenzter Zwecke willen die Landschaft tyrannisieren soll und deren Wirtschaftlichkeit immer eine Illusion bleiben wird. – In romantischeren Kindheitsjahren glaubte man noch an das Märchen von den goldenen Schüsseln, in denen die Himmelsbrücke des Regenbogens an ihren Berührungspunkten mit der Erde ruhe; bei diesem Projekt kalter Nüchternheit wird man auf beiden Ufern des Sees umsonst nach solch goldener Basis suchen.

Wilhelm Kohlhaas

Nachsatz bei Redaktionsschluß:

Zu dem im „Südkurier“, Konstanz, 27. 10. 1967, unter Unterdrückung der wesentlichsten obigen Einwände erhobenen Vorhalt, „die Brücke sei jetzt ganz anders geplant“, ist erneut festzustellen, daß es bis heute an einer eindeutigen Unterrichtung der Öffentlichkeit – nach bewährter Praxis anderer Vorgänge! – fehlt. An der Forderung nach Vorlage klarer Planzeichnungen, unter Berechnung nicht nur der Bau-, sondern sämtlicher Folgekosten, wird festgehalten.

W. K.

Adolf Schahl, *Kunstabrevier Neckarschwaben*, Verlag Adolf Bonz & Co., Stuttgart 1966.

Den beiden Kunstabrevieren für das Bodenseegebiet und Oberschwaben (mit Hegau und westlichem Allgäu) hat Adolf Schahl einen dritten Band in dieser Reihe folgen lassen, das – Kunstabrevier Neckarschwaben, Stuttgart 1966. Auch dieser Band ist mit eindrucksvollen Zeichnungen von Professor Fred Dries ausgestattet. Wer die bisherigen Kunstabreviere des Verfassers kennt, weiß um deren Vorzüge und freut sich, diesen auch im dritten Band begegnen zu dürfen. Schahl beschreibt die einzelnen Orte nicht in alphabetischer Reihenfolge, wie es etwa Dehio in seinem bekannten Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler und die Verfasser der Reclam-Kunsthöfe tun, sondern er faßt größere Gebiete zu einer geschlossenen Darstellung zusammen. So lesen wir z. B. als Überschrift: In und um Rottweil – Auf dem kleinen Heuberg – An der Pforte des Zabergäus. Manchmal weist diese bereits auf die Eigenart eines Gebietes hin. So lesen wir u. a.: Unter dem Johanniterkreuz – Herrensitze um den oberen Neckar – Stauferland – Wehrkirchen – Waldenserdörfer. Die einzelnen Orte werden dann entsprechend ihrer kunstgeschichtlichen oder volkskundlichen Bedeutung gewürdigt, wobei den kunstgeschichtlichen Betrachtungen und der künstlerischen Würdigung die wichtigsten geschichtlichen Notizen vorangestellt werden. Beides, Geschichte und Kunst, wird vom Verfasser mit großer Sachkenntnis und spürbarer Hingabe behandelt. Auch dieses Kunstabrevier enthält eine Fülle von Einzelheiten und konkreten Angaben, die nicht bloß ein umfassendes Sachwissen, sondern Quellenstudium, persönliche Information und eigenes Erleben voraussetzen. Der aufgeschlossene Leser empfindet es als einen Vorzug der Kunstabreviere, daß ihr Verfasser auch geistesgeschichtliche Überlegungen in seine Darstellung miteinbezieht. Speziell bei der Beurteilung von Werken kirchlicher Kunst ist Schahl unbedingt sachlich und überkonfessionell. Er verrät dabei ein feines Einfühlungsvermögen in die jeweilige religiöse Vorstellungswelt, aus der heraus ein Kunstwerk geschaffen wurde.

Schon die beiden ersten Kunstabreviere brachten zur Einführung eine sorgfältige und liebevolle Darstellung des künstlerischen Gesichtes der beschriebenen Landschaft. Im vorliegenden dritten Band wird dabei die kirchliche Kunst mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Auch die letzten Abschnitte des Buches bedeuten gegenüber ähnlichen Teilen früherer Breviere einen Fortschritt. So finden wir neben den dankbar aufgenommenen Verzeichnissen der entsprechenden Fachliteratur, der Fachausdrücke, der Künstler und Handwerker und der Übersicht der Meisterwerke eine sorgfältig und mühsam zusammengestellte Tabelle spätgotischer Meisterschilde. Diese findet sicher die besondere Aufmerksamkeit aller Fachleute und Kunstfreunde. Sie weckt direkt die Lust, selber auf Entdeckungsreise zu gehen. Durch eine Einführung in katholische und protestantische Ikonographie wurde auch das Verzeichnis der Heiligen verbessert. Das Kapitel: In Neckarschwaben besonders verehrte Heilige (ihre Attribute und Patronate) ist auch für den einfachen Leser eine handliche und lokal ausgerichtete Ikonographie.

Der dritte Band von Schahls Kunstabrevieren bedeutet also eine Erweiterung und Vertiefung seiner Darstellung. Eben deswegen möchten der Fachmann und der Freund der Kunst und Geschichte unserer Heimat den Verfasser ermuntern, diese Serie fortzusetzen. Gewiß,

hinter jedem Kunstführer steckt unendlich viel Arbeit. Andererseits ist ihr Anliegen so wichtig und ihr Dienst so groß, daß die Freunde unserer Heimat neben den Dank an den Verfasser auch die Bitte stellen, sein Werk weiterzuführen und zu vollenden.

Diese anerkennenden Worte für das neue Kunstabrevier dürfen kein Hindernis sein, dem Verfasser für weitere Bände einige Wünsche vorzutragen. Adolf Schahl hat ein beachtlich großes Wissen um die Kulturgeschichte unserer Heimat und ein feines Einfühlungsvermögen in die Kunstwerke und breitet es auch in lebendiger Form aus. Aber zuweilen hat man doch den Eindruck, daß es für die meisten Leser ein Gewinn wäre, wenn die einzelnen Sätze nicht so gedrängt inhaltsreich und teilweise auch kürzer wären. Die Übersichtlichkeit und Klarheit würde auch gewinnen, wenn die Gliederung der Darstellung noch deutlicher in Erscheinung treten würde. Besonders stark empfindet man dies bei dem Kapitel über die kirchliche Kunst. Und schließlich glaubt der Kritiker, daß es sinnvoll und berechtigt wäre, auf eventuelle Sammlungen und Museen hinzuweisen und sie kurz zu charakterisieren. In ihnen ist in der Regel viel heimatliches Kulturgut, das auch zum künstlerischen Gesicht einer Landschaft gehört.

G. Merkle

Bildbände

Ein neuer Bildband, über „Land um Teck und Neuffen“; schon wieder ein neuer, könnte man sagen angesichts der Fülle des in den letzten Jahren produzierten. Jedoch, dieser ist neu, es gab ihn noch nicht, er war notwendig und Titel, Bild – wie Text-Autornamen versprechen Außergewöhnliches: Monographie einer im Geschichtsbewußtsein bislang nicht sehr fest umrissenen Landschaft, Paul Swiridoff als Lichtbildner, Christian Eberhard Benz als Textgestalter – eine gute, eine außergewöhnlich gute Mischung (Verlag der Buchhandlung G. Zimmermann, Nürtingen; Großformat DM 24,80). Bilder soll man nicht beschreiben, man soll sie sehen, ansehen. Diese sind sehenswert. Eine Auslese von 60 aus 1200 zum Thema gemachter Aufnahmen, 5 v. H. also nur veröffentlicht; ein strenger Maßstab ans eigene Können, aber man sieht es: keines ist aussageschwach oder unnötig, alle sind „erlesen“. Nirgends auch gleitet die Fotografie ins artfremde Malerische ab; immer, auch in den am meisten romantischen Bildern, bleibt sie schwarz-weiß nachprüfbares Dokument.

Daß der Text sprachlich knapp, dabei aber wohlformuliert ist („Durch Händel und Handel“), unterscheidet ihn wohlthuend von den Lyrizismen so vieler Heimatbücher: Eine einzige Seite landschaftsbeschreibender Einführung, aber sie genügt vollkommen, ein Bild vor das geistige Auge zu stellen; Geologie (so wichtig in diesem Gebiet) und Sage ineinander verwoben auf dreieinhalb weiteren Seiten, und doch ist das Wesentliche beschrieben; von der Steinzeit über die Römer zu den Alemannen führt, knapp genug, eine weitere Seite: Hier taucht der Wunsch nach einem Literaturverzeichnis auf, das außer dem rein Sachlichen vielleicht sogar diesbezügliche Belletristik vom Rulmann bis zu Gerd Gaisers Schiff im Berg enthielte; hier auch spürt man, daß es dem geschriebenen Worte rein buchtechnisch besser täte, für sich zusammengekommen am Anfang oder am Schluß zu stehen statt den Bildern zwischengeschossen. Der Rest des Textes verbindet Geschichte von den frühen Martinskirchen bis zu den Flüchtlingen unserer Tage mit den erhaltenen und verlorenen Bildern von Städten und Landschaft zu einem durchsichtigen, überschaubaren, einfach aber „wirksam“ gegliederten Gewebe – eine

Meisterleistung, das Wesentliche auf zehn Druckseiten zu sagen; denn es ist wirklich das Wesentliche in knappster Form. Man merkt dem Verfasser in der Verdichtung der Aussage wie in der doch vorhandenen Fülle durch wörtliche Zitate angedeuteter Glanzlichter die lebenslange Tätigkeit als Historiker an.

Text und Bilder stehen ohne aufeinander nummerierten Bildseitenbezug je frei für sich. Das kommt den Bildern zugute, die ohne Textprogrammatisik ihren eigenen Rhythmus, ihre eigene Melodie entwickeln können, aber auch dem Text, da er nicht fortgesetzt auf „die Schafherde Seite 61“ und ähnliche Motive schielen muß; und obschon beide, Wort und Bild, scheinbar ihren eigenen, eigenwilligen Weg gehen, sind sie am Ende doch aufeinander bezogen, nur in einem tieferen Sinne als dem der bloßen Numerierung: hintergründig sozusagen, nicht vom augenfälligen Vordergrund her. Das Ganze ist hier mehr als die Summe seiner Teile, und mehr auch, als ein weiterer Bildband unter vielen: Es ist wirklich ein Ganzes, und als Ganzes ein Kunstwerk. *H. R. Fuhrmann*

Der Süden Deutschlands in hundert Farbbildern. Thorbecke Verlag Konstanz. DM 52,-. In diesem vorzüglich ausgestatteten Band sind farbige Wiedergaben nach Bildern namhafter Photographen vereinigt: Landschaften, markante Städteansichten, bedeutende Bau- und Kunstdenkmäler. Man findet manches bekannte Motiv in neuer und überraschender Sicht und man entdeckt bisher kaum Bekanntes ganz neu. Geographisch ist der Rahmen gespannt von den weingesegneten Hängen am Main bis zu den schroffen Felswänden des Wettersteins, von der schimmernden Lieblichkeit des Bodensees zum versonnenen Schweigen des Schwarzwalds und dem lieblichen Neckartal. Jedem der Bilder, die im Druck gut gelungen sind (wenn man von ein paar wenigen etwas blaustichig geratenen absieht), ist ein erklärender Text in deutscher, englischer und französischer Sprache beigegeben. Horst Wolfram Geißler geht in einer sprachgewandten Einleitung der Frage nach, was eigentlich den Süden Deutschlands so anziehend macht. Er sieht einen Grund in der „Freude am Farbigen, Leuchtenden, Klingenden“; dazu tritt aber Unwägbares, Hintergründiges, das sich in menschlichen Begriffen nicht ausdrücken läßt: ein „Glanz von Ewigkeit“ liegt über den Gefilden. So ist dieser Sonderband der Thorbecke-Bildbücher eine herzliche Einladung zum Besuch des deutschen Südens für solche, die ihn noch nicht kennen und eine Quelle erfreulicher Erinnerungen für solche, die ihn kennen und lieben.

Die *Thorbecke-Taschenbildführer* zu Kunst- und Geschichtsstätten behandeln in übersichtlich angeordneten Abschnitten jeweils ein in sich geschlossenes Gebiet. Die Verfasser geben eine kurze Zusammenfassung geschichtlicher Daten und besprechen dann die einzelnen Kunstdenkmäler. Dabei werden nicht nur Kirchen, Klöster und deren Ausstattung behandelt, sondern auch bedeutende Bürgerhäuser, Schlösser, Burgen, Stadttore usw.; vielmehr wird großer Wert auf Berücksichtigung der kleineren und stilleren Orte gelegt, die vielfach reiche und der Allgemeinheit noch unbekannte Kunstschatze besitzen. Zahlreiche Bildwiedergaben unterstützen die Texte. Zur Besprechung liegen drei Bändchen vor, auf die wir unsere Leser nachdrücklich aufmerksam machen: *Karlsruhe – Pforzheim – Baden-Baden*, von Georg Himmelheber (96 Seiten, DM 9,80); *Heidelberg – Mannheim – Neckarland* von Helga Jochum (96 Seiten, DM 9,80); *Vom Bodensee zum Rheinfall*, von Friedrich Thöne (112 Seiten, DM 9,80).

Aus der Reihe der bekannten *Thorbecke-Bildbücher* seien unsere Leser auf drei Bände hingewiesen, die bedeutende

Stätten unseres schwäbischen Raumes zum Gegenstand haben. Da ist zunächst der Band *Tübingen* (DM 14,80), dessen Text Urs Boeck gestaltet hat; er gibt einen knappen aber recht instruktiven Überblick über die Geschichte der Stadt, wobei natürlich Stiftskirche, Schloß und Universität im Mittelpunkt stehen. 50 sorgfältig ausgewählte Bilder, die meisten nach Aufnahmen von Hellmut Hell, Reutlingen, vermitteln tiefe Eindrücke von der Schönheit der alten Kunstdenkmäler wie von der Zweckmäßigkeit moderner Universitätsbauten. Auch die Kleinodien in Tübingens Umgebung sind in Wort und Bild einbezogen: Bebenhausen, Einsiedel, Schwärzloch, Wurmlinger Kapelle. – Zu dem Band *Ellwangen* (DM 14,80) hat der Direktor der Universitätsbibliothek Bonn, Prof. Viktor Burr, ein gebürtiger Ellwanger, eine kurzgefaßte Geschichte von Kloster und Stadt von der Klostergründung im 8. Jahrhundert bis zur „Ausplünderung“ der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert gegeben – in seiner Prägnanz und Anschaulichkeit ein Kabinettstück historischer Darstellung. 50 Schwarzweiß- und 3 Farbbilder, größtenteils nach Aufnahmen von Hellmut Hell, Reutlingen, geben Zeugnis von der Würde und Großartigkeit der ehemaligen geistlichen Residenz, die in der Stiftskirche, der Jesuitenkirche, dem Schloß und der Wallfahrtskirche auf dem Schöneberg ihren bleibenden Niederschlag gefunden haben. – Der Band *Burg Liebenzell* (DM 12,80) trägt den Untertitel „Kleines Modell für ein neues Europa“, der zeigt, daß es hier nicht so sehr um ein Kunstdenkmal geht, als vielmehr um das Internationale Forum der Jugend, das von dem bekannten Politiker Gustav Adolf Gedat 1953 begründet wurde und bis zum heutigen Tag geleitet wird. Gedat gibt einleitend einen Abriß der Geschichte von Liebenzell, das Schwergewicht seines Textes liegt aber bei der Schilderung der Entstehung und der Arbeit des Forums, in dem sich im ersten Jahrzehnt seines Bestehens mehr als 35 000 junge Menschen aus 95 Nationen begegneten, um sich in Diskussionen und Arbeitsgemeinschaften Klarheit über ihre politische Verantwortung zu verschaffen. „Über alte Schuld hinweg Vergebung und ein neuer Anfang!“ – das war das Ziel. Und aus dem Anfang wuchs eine fruchtbare Arbeit, die immer größeren Umfang annimmt und wichtige Vorarbeit für das Endziel eines geeinten Europa leistet.

Die Meersburg. Geschichte, Kunst und Führung. Ein Bilderband von Hubert Naessl, Fotos Johannes Steiner. 48 Seiten mit 53 Abbildungen, 2 Farbbilder auf dem Umschlag. Reihe „Große Kunstführer“ Bd. 14, 2. Aufl. 1967. Verlag Schnell & Steiner, München und Zürich. DM 5,40. – Dieser 14. Band der „Großen Kunstführer“ des Verlags Schnell & Steiner in München ist 1954 zum erstenmal erschienen und liegt jetzt in zweiter verbesserter Auflage vor. Der Verfasser gibt eine lehrreiche Geschichte und Baugeschichte der Burg von der Merowingerzeit bis zur Gegenwart und fügt eine sorgfältige Führung an, der wir gerne folgen, um uns keine der vielen Schönheiten entgehen zu lassen. Den Abschluß bilden 20 ganzseitige Tafeln, meist Darstellungen von Innenräumen. Selbstverständlich wird auch der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff gedacht. Zur Vorbereitung auf eine Bodenseefahrt kann der gut ausgestattete Band ebenso wertvolle Dienste leisten wie als Erinnerung an einen Besuch der Meersburg. *O. Rühle*

Noch einmal Rundwanderungen

Der Besprechung der Rundwanderungen-Führer des Verlags J. Fink, Stuttgart, ist nachzutragen, daß soeben der Band *Rundwanderungen Schönbusch*, begangen und beschrieben von Fritz Hartranft (DM 7,80) erschienen ist. In insgesamt 30 Wandervorschlägen (davon

5 kleine Wanderungen, 17 Halbtagswanderungen und 8 Tagestouren) wird der Schönbuch von Stuttgart bis Tübingen, von Herrenberg bis Nürtingen aufgeschlossen. Der Verfasser führt den Wanderer neben bekannten und berühmten Zielen wie Bebenhausen oder Einsiedel zu vielen verborgenen landschaftlichen Schönheiten des weiten Forstes. Vor allem den Wanderfreunden im Ballungsraum Stuttgart sei der Führer wärmstens empfohlen; die meisten ahnen gar nicht, welche Kostbarkeiten sie unmittelbar vor den Toren der Hauptstadt haben. Besonders begrüßenswert ist der Schlußabschnitt mit zusammenfassenden Darlegungen über den geologischen Aufbau sowie die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung des Schönbuchs. Jedem Wandervorschlag ist eine Kartenskizze von Ewald Greschner und eine Vignette von Frieder Knauf beigegeben.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß auch im Verlag der *Stuttgarter Zeitung* Wanderführer erschienen sind, die nach dem Prinzip der Rundwanderungen angelegt sind. Die *Stuttgarter Zeitung* bringt in ihrer wöchentlichen Beilage „Reisen und Wandern“, die von Anne Marie Hassenkamp redigiert wird, jeweils einen Vorschlag für einen Ausflug mit dem Auto und zu Fuß zu einem lohnenden Wanderziel in Baden-Württemberg. Die Wandervorschläge werden seit langen Jahren von Julius Viel ausgearbeitet und er hat eine Auswahl unter dem Titel „Steig aus und wandere“ in 3 Bänden herausgegeben. Der erste Band ist bereits 1958 erschienen, 1964 folgte der zweite und soeben ist Band 3 erschienen. Jeder Band enthält 52 Ausflüge über das ganze Land Baden-Württemberg verstreut, wobei das Schwergewicht das eine Mal mehr auf landschaftliche Schönheit, das andere Mal auf Kultur und Kunst oder geistliche Bedeutung des betreffenden Raumes gelegt ist. Die beiden ersten Bände sind mit hübschen Federzeichnungen von Kurt Berger geschmückt, während der neueste Band auf Bildschmuck verzichtet zugunsten von willkommenen Wanderkarten-Zeichnungen von Karl Schulz. Man kann nur wünschen, daß recht viele Städter dem Anruf „steig aus und wandere!“ folgen, zur Förderung nicht nur der Heimatliebe, sondern auch der Gesundheit.

O. Rühle

Schwäbisches – Allzuschwäbisches

Schwaben-Spiegeleien. Eugen Salzer Verlag Heilbronn. 396 Seiten. DM 19,80. – Man sollte meinen, es sei in unserem heimatlichen Schrifttum allmählich genug des Schwäbischen und Allzuschwäbischen – und doch werden dem alten Thema immer wieder neue Seiten abgewonnen, wie die Schwaben-Spiegeleien beweisen, die Jakob Wendehals und Babette Knöpfle „gesichtet und belichtet“ haben. Die Herausgeber mit ihren schwäbisch sinnbildlichen Namen geben einen Querschnitt durch alle Gebiete schwäbischen Lebens und Denkens: Vom Gemüt und Gefühl ist die Rede, vom Essen und Trinken, vom Heimweh und Fernweh, von Kunst und Dichtung, von Technik und Wissenschaft. Ein breiter Raum ist dem Humor eingeräumt. Die schwäbischen Landschaften werden beschrieben und zahlreiche Wandervorschläge zu ihrer Erschließung werden gemacht. Wir finden Gedichte, Lieder und Speisezetteln eingestreut. Anekdoten, Geschichten und Betrachtungen decken Heimlichkeiten im schwäbischen Wesen auf: Derbes und Zartes, Eigensinniges und Hintersinniges wird sichtbar. Vom Urschwaben spannt sich der Bogen über das Mittelalter bis in die Gegenwart. Hingewiesen sei etwa auf die komödiantische Schöpfungsgeschichte des Pfarrers Sebastian Sailer oder an den aktuellen in lateinisch und deutsch niedergeschriebenen Fastnachtstraum von Sebastian Blau.

Aber auch Pfarrer Flattich, der Pfeffer von Stetten und die Tübinger Gogen fehlen nicht, sowenig wie Schiller, Hölderlin und Mörike oder Paracelsus, Kepler, Robert Mayer und Graf Zeppelin oder Schelling, Hegel, Friedrich List und Theodor Heuss. Der zweite Teil bringt ein regelrechtes schwäbisches Wörterbuch, das nach Lebenskreisen geordnet, wortgeschichtliche Erklärungen zu den mundartlichen Ausdrücken bietet. Das Buch wird vielen Lesern Freude machen, den Schwaben als Quelle des Ergötzens und heiterer Selbsterkenntnis, den Nichtschwaben als Hilfe zu besserem Verständnis schwäbischen Geistes und schwäbischer Lebensart.

Heinrich Gommel, Als die Eisenbahn noch nicht ging. Körner-Druck Herrenberg, 148 Seiten. – Dieses kleine Büchlein, in dem ein alter Pfarrer „schwäbische Idyllen aus einer untergegangenen Welt“ erzählt, ist in den zwanziger Jahren im Verlag Greiner und Pfeiffer in Stuttgart erschienen und hat damals rasch nacheinander mehrere Auflagen erlebt, um dann der Vergessenheit anheimzufallen. Es ist ein Verdienst der Buchdruckerei Theodor Körner in Herrenberg, daß sie es nach Jahrzehnten wieder an das Licht der Öffentlichkeit gebracht hat. Und daß es gerade in Herrenberg jetzt neu aufgelegt wurde, ist kaum Zufall; denn der Kundige weiß, daß das Wirtschäftle das Zwiebelbecken, um das sich die heiter-besinnlichen Kleinmalereien ranken, in einem alten Gäßchen von Herrenberg lag. „Hinter diesen Geschichten von den sechs gescheiten und den sechs dummen Originalen des Städtchens wird ein schönes Stück altschwäbischer Volks- und Kulturgeschichte aus der Mitte des letzten Jahrhunderts lebendig und man wird zugleich köstlich unterhalten“, schreibt Karl Götz in seinem Geleitwort zu dem Büchlein, das sicherlich vielen Menschen Freude bereiten wird, sofern sie nicht in solchen alten Geschichten und Schwänken bloß altmodischen Kram sehen, mit dem nichts mehr anzufangen ist, sondern spüren, daß darin das Herz der Heimat schlägt. Gerade weil sich seit der Zeit, da die Eisenbahn noch nicht ging, so vieles geändert hat, sollten wir die Stimme der Vergangenheit nicht ungehört verhallen lassen.

Hans von Olnhausen, Als selbst Sankt Martin lachte. Gerhard Heß Verlag Ulm, 240 Seiten, Ganzleinen DM 9,80. – „Ein hünenhafter Mann, wie ein Wiesbaum gewachsen, mit gütigen Augen und kräftigen Händen und mit einer zarten Seele“ – so schildert Otto Rombach den Zabergäuer Weinbauern und Dichter Hans von Olnhausen, der uns eine Reihe herzhafter und nachdenklicher Kalendergeschichten geschenkt hat. Die schönsten dieser Geschichten hat Renate Milczewsky ausgewählt und zu dem vorliegenden Band zusammengefaßt; die Herausgeberin gibt in einer Einleitung ein liebevoll gezeichnetes Lebensbild des Dichters und eine Würdigung seines literarischen Schaffens. Die köstliche Geschichte „von der Bosheit der Dinge“ gibt dem Band den Titel „Als selbst Sankt Martin lachte“; wer zweifelt daran, daß diese Geschichte sich wirklich in einer Kleinstadt so zugetragen hat? Olnhausen kennt seine Leute in Stadt und Land, seine Bauern und Handwerker, ihre Freuden und ihre Kümernisse; er schaut ihnen ins Herz und läßt sich nichts vormachen, und so gelingen ihm lebenswahre Schilderungen wie etwa die Kleinbäuerin, die ihren mißliebigen Schimmel nicht loskriegt, oder die reiche aber etwas stumpf geratene Theres, die ihre Nachbarn unbarmherzig „Moospölderchen“ getauft haben und die doch noch manchen Widerständen zum Trotz den richtigen Mann findet. Über dem Ganzen liegt ein Hauch derselben Gelassenheit und Lieblichkeit, wie ihn die „paradiesische Landschaft“ des Zabergäus atmet, in der der Dichter und der Mensch Hans von Olnhausen wurzelt.

O. Rühle

Georg Schwarz, *Tätowierte Geschichten*. 220 Seiten. DM 12,80. Stieglitz-Verlag Mühlacker. – Ein sonderbar anmutender Titel – indes hat er seine Berechtigung; denn die Kurzgeschichten, die Georg Schwarz vorlegt, sind Geschichten, die „unter die Haut gehen“. Die Gestalten, um die die Geschichten kreisen, sind der rauhen Wirklichkeit entnommen, teils eigenem Erleben des Erzählers, teils scharfer Beobachtung seiner Umwelt und seiner Mitmenschen. Meist sind es Außenseiter, die kuriose Wege gehen auf der Suche nach dem vollen Leben. Bei allem Ernst klingt doch eine gewisse Heiterkeit durch das Buch, denn die Brandmarkungen, die das Leben dem Menschen aufdrückt, haben häufig doch auch ihr Gutes. „Phantasten sind und bleiben wir; das Schicksal tätowiert uns, man sieht es von Tag zu Tag an den Gesichtern.“

Max Rieple, *Freude mit Blumen*. Blumenquarelle von Marianne Mayer-Schneegans, 52 Seiten, DM 7,80. Stieglitz-Verlag Mühlacker. – Max Rieple schenkt seiner großen Lesergemeinde mit diesem Bändchen eine ausgesuchte Kostbarkeit. In formal geschliffenen Versen besingt der Dichter die einzelnen Blumen, die eine junge Künstlerin mit echter Einfühlungsgabe in bunten Aquarellen wiedergibt. Text und Bild drücken eine innere Einheit aus, die sich unmittelbar auf den Leser und Beschauer überträgt und ihn etwas spüren läßt von der Hintergründigkeit des Blumenwesens und der Schöpferkraft der Natur. Ein Büchlein, das sich trefflich zu vielfältigen Geschenkzwecken eignet.

Jo Hanns Rösler, *Geliebter Boß*. Roman. 328 Seiten. DM 15,80. Stieglitz-Verlag Mühlacker. – Der beliebte Verfasser einer großen Zahl heiterer und besinnlicher Geschichten, Jo Hanns Rösler, der vor kurzem viel zu früh gestorben ist, hat seine Freunde mit einem Roman überrascht, der spannende Darstellung mit trefflichen Milieu-Schilderungen und feinsinnigen Charakterzeichnungen verbindet. Schauplatz ist einerseits die große Welt von München, Wien, Nizza, Monte Carlo; andererseits das nüchterne Büro, in dem die junge Sekretärin an ihrer Schreibmaschine sitzt und sehnsüchtig von der großen Welt träumt. Wie sich ihre Sehnsucht schließlich erfüllt und über viele Hindernisse hinweg in einer großen Liebe gipfelt, erzählt Rösler so einfallsreich und liebenswürdig, daß man an dem Buch seine helle Freude hat.

Eine Sprache – viele Zungen. Autoren der Gegenwart schreiben in deutschen Mundarten. Herausgegeben von Hans Scholz und Heinz Ohff. 272 Seiten mit 20 Illustrationen von Ali Schindehütte. Leinen DM 19,80.

Hier haben wir ein außergewöhnliches, ein einmaliges Buch vor uns. Es ist nicht eine der üblichen Sammlungen von Mundartgedichten oder Prosastücken, sondern der Versuch zu zeigen, wie vielfältig die Zungen sind, in der die eine deutsche Sprache gesprochen wird. Die Absicht des Buches wird deutlich in den Worten des Herausgebers: „Sprache ist geistiges Kapital. Wir haben viel verloren und müssen haushalten. Dieses Buch möchte die Mundarten in ein ihnen gemäßes Licht rücken. Es geschieht dies ohne Romantik. Mundarten soll man pflegen, wie diese Dichter und Schriftsteller es tun. Die Mundarten stellen das Kräfte-reservoir der Hochsprache dar, aus dem sie schöpft, solange sie lebt, solange jene leben. Vielen oder eigentlich allen Texten dieses Bandes ermöglicht offenkundig gerade die Mundart, etwas zu sagen, was sich auf hochdeutsch so entweder gar nicht sagen ließe oder blaß und dünnblütig ausfallen müßte...“ Das Buch ist ein hohes Lied auf die deutsche Sprache in ihrer Vielfalt, umgreift den

ganzen deutschen Sprachraum vom Baltikum bis zur Schweiz und Südtirol, vom Elsaß bis Siebenbürgen. Das Schwäbische ist wirkungsvoll vertreten durch sechs Mundartgedichte von Sebastian Blau (Josef Eberle), aus denen die „Niederrauer Idylle“ und „St. Nepomuk“ herausragen. Sehr lesenswert sind neben dem Vorwort des Herausgebers die Abhandlungen am Schluß: „Die Mundarten und die Hochsprache“ von Heinrich Eduard Jacob und „Mundtot ohne Mundart“ von Dieter Lattmann. O. Rühle

Kalender

Schwäbischer Heimatkalender 1968, 79. Jahrgang. In der Nachfolge Hans Reyhings und in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund herausgegeben von Karl Götz. W. Kohlhammer, Stuttgart. 128 Seiten in Buchform. Kartonierte DM 1,90. – Alljährlich steht der Schwäbische Heimatkalender unter einem bestimmten Leitgedanken. Dies Jahr ist vom Obst, von Äpfeln, Birnen und vom Most die Rede, teils durch einen Aufsatz des hierfür zuständigen Fachmannes Dr. G. Brude, teils in heiter-besinnlichen Erzählungen (W. Schloz: Der bitter-süße Apfelbaum / Ingaruth Schlauch: Der Apfelstecher / H. Reyhing: Nun werden wir auch Apfel- und Birnbäume haben / F. G. Brustgi: Schwäbische Mooschphilosophie) oder in schönen Fotos. Daß „im Schwabenland auch Minister Leut sind“ zeigen die humorvollen Beiträge von Reinhold Maier, Fritz Ulrich und Gebhard Müller. Aus Kurt Georg Kiesingers neuem Buch „Schwäbische Kindheit“ ist ein nettes Kapitel abgedruckt, und aus Theodor Heuss „Schwaben“-Buch ein ausgezeichnetes Essay „Zum Schwäbischen“; Kultusminister Hahn schreibt im Kalender über sein besonderes Anliegen: die „Schulen für eine neue Welt“. Dazu enthält der Kalender wie eh und je eine reizvolle Mischung von neuen und alten Kalendergeschichten, Erzählungen, liebevollen Landschaftsschilderungen in Wort und Bild. Das Kalendarium ist mit Zeichnungen, Monatsgedichten, Wetterregeln, Lostagen und Volksweisheiten ausgestattet, und jeder kann sich vom „Hundertjährigen“ das Urlaubswetter sagen lassen. Vergnüglich ist auch wieder die Beschäftigung mit dem Preisrätsel. Alles in allem: keiner wird den Schwäbischen Heimatkalender unbefriedigt aus der Hand legen.

Der *Schwabenkalender* des Verlags Karl Weinbrenner und Söhne Stuttgart (DM 7,60) gibt mit 12 farbigen und 42 schwarzweißen Wochenblättern einen Querschnitt durch alle Gegenden unseres Heimatlandes; jedes Wochenblatt wird von einem sorgfältig ausgearbeiteten Wandervorschlag begleitet. – Weinbrenners Kalender *Süddeutschland* (DM 8,60) ist ein Großbildkalender mit zwölf Motiven aus Bayern (Theatinerkirche München, Wendelstein, Oberstdorf, Lindau, Würzburg und Burg Brunn im Altmühltal) und Baden-Württemberg (Neuenstein, Schwetzingen, Säckingen, Freudenstadt und Stuttgart). Die Farbdrucke sind ausgezeichnet, die Bilderläuterungen stehen auf besonderen Zwischenblättern in deutscher, englischer und französischer Sprache. Sind die Kalendarien abgerissen, verbleibt ein Bildband, der immer wieder zum Blättern und Anschauen verlockt. – In derselben Ausstattung ist Weinbrenners Großbildkalender *Deutsche Landschaften und Städte* erschienen (DM 8,60). Zwölf farbige Monatsbilder bringen Motive aus dem ganzen Bundesgebiet von Hamburg bis Berchtesgaden, von Xanten bis Berlin. Als einer der schönsten Landschaftskalender kann er bestens empfohlen werden, auch zu Geschenkzwecken. O. R.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Schwarzwaldtage

Ferienwoche 1967

Der Schwäbische Heimatbund hielt seine diesjährige Ferienwoche, „Schwarzwald-Tage“ betitelt, vom 22. bis 29. Juli in Villingen ab. Er griff damit zwar über sein eigentliches Arbeitsgebiet Württemberg ins Badische aus, tat dies jedoch im Sinne seiner Vereinsziele, indem er die Teilnehmer in vielseitig heimatkundlicher Weise mit dem besuchten Raum vertraut machte. Hinzu kam, daß man am Standort der Tagung, in Villingen, im Grunde weder in Württemberg noch in Baden war. Die damit angedeutete Zwischenstellung der Stadt macht sie freilich berufen, gerade innerhalb von Baden-Württemberg eine Art Bindeglied zu sein. Diese Stellung wurde durch mancherlei geschichtliche Kräfte bewirkt. 999 verlieh Kaiser Otto III. dem Grafen Bertold Markt-, Münz- und Zollrecht für Alt-Villingen, damals ein alamannisches Dorf auf der linken Brigachseite an der Handelsstraße von Frankfurt und Offenburg nach Villingen. Dieser Bertold war ein Nachkomme der Alaholfinger und damit Angehöriger des ersten schwäbischen Herzogshauses; der Name Bertoldsbaar hält diese Zusammenhänge fest. Weiter: Bertold III. von Zähringen legte 1119 eine Stadt mit Freiburger Stadtrecht an nach dem sog. Zähringer Schema, indem er die Siedlung vom linken Brigachufer (wo heute im Friedhof der Turm der Altstadtkirche steht) auf das rechte verlegte. Noch ist die eiförmige, teilweise im alten Mauerring mit 3 Tortürmen liegende Altstadt mit ihrem Hauptstraßenkreuz und den vier Vierteln Zeuge dieser zähringischen Stadtgründung. Daß die Zähringer von der Limburg bei Weilheim u. T. kamen und die Herzöge von Teck in ihre Verwandtschaft gehören, darf auch in unserem Zusammenhang genannt werden. Nach dem Aussterben der Zähringer 1218 wurde Villingen von Kaiser Friedrich II. als Reichslehen eingezogen, war somit vorübergehend staufisch. 1283 kam es als erbliches Reichslehen an die Fürstenberg, denen die Stadt manche Förderung verdankt. Aber das Herz der Villingen gehört heute noch ihrer österreichischen Vergangenheit, welche die Jahre 1326 bis 1805 umspannt. Sie bestimmte auch die Konfessionszugehörigkeit, und damit hängt wieder ein gut Teil des künstlerischen Reichtums zusammen, der in den Kirchen der Stadt und ihren Sammlungen bewundert werden kann. Sind doch mit Villingen die Namen

Hans Amann, Hans Kraut, Johann und Josef Anton Schupp sowie Josef Anton Hops verbunden. Die Schätze an Werken der Plastik und Malerei, Bildteppichen und jeder Art von Kunsthandwerk, die Stadtarchivar Dr. Wollasch in den Städtischen Sammlungen im Rathaus zeigen konnte, sind aber auch als Zeugnis bürgerlicher Sammlertätigkeit hoch zu werten. Dasselbe gilt von der Schwarzwald-Sammlung am Riettor.

Um weiterzuführen: Es versteht sich, daß Villingen gerade als österreichische Stadt wieder im Schnittpunkt ostwestlicher Beziehungen lag. Dabei ergaben sich im Dreißigjährigen Krieg heftige Gegensätze zum Herzogtum Württemberg. Die Württemberger belagerten im Verein mit den Schweden 1632–1633 die Stadt dreimal vergeblich (berühmt wurde die sog. Wasserbelagerung, an die die Schwedendammstraße erinnert). Der eigentliche Ruhm Villingens freilich ist die Abwehr der ungleich gefährlicheren Belagerung des französischen Marschalls Tallard 1704. Vom 26. 12. 1805 bis 12. 7. 1806 war Villingen sogar württembergisch. Die Zuteilung an Baden 1806 machte Villingen zu einem „badisch Sibirien“, woran auch die 1867–1873 erbaute Schwarzwaldbahn, ein Ingenieurwerk ersten Ranges, nicht viel änderte. Immerhin brachte die Stadt einen kräftigen Wachstumskern in die neue Zeit, an den die industrielle Entwicklung und der Verkehr des 19. Jahrhunderts anschließen konnten. Vor allem in Baden-Württemberg kann Villingen nun seine alte Funktion, Schwerpunkt des obersten Neckar- und Donaulandes zwischen Alb und Schwarzwald zu sein, ungehindert ausüben. Mit Recht schließt der neueste Gebietsentwicklungsplan die Kreise Villingen, Neustadt, Donaueschingen, Tuttlingen und Rottweil zu einer Einheit zusammen, in der Villingen nicht zuletzt auf Grund seiner Vergangenheit eine Stellung zukommt, welche die der einstigen württembergischen Industriedörfer der Umgebung überragt. Hinzu kommt Villingens Bedeutung als Kneipp-Kurort am Rand des Schwarzwalds mit schönen Kuranlagen und einem herrlich gelegenen Kneipp-Schwimmbad. Die städtebauliche Leistung, der die neuen, satellitenartig von der Altstadt abgesetzten, in die Landschaft gebetteten Siedlungen mit ihren eigenen Mittelpunkten (Kirchen, Schulen, Kindergärten) zu danken sind, nötigte unverhohlene Bewunderung ab. Mit

diesem jungen Teil von Villingen machte der städtische Oberbaurat Nägele vertraut.

Wenn eine kluge Beobachterin in der Stuttgarter Zeitung vom 31. August meinte, ein Ort, wo der Heimatbund mit einer Ferienwoche hingehöre, müsse Vergangenheit und Zukunft haben, so traf sie damit den Nagel auf den Kopf. Hier lag die eigentliche Legitimation für den Villingener Aufenthalt des Schwäbischen Heimatbundes. Oberbürgermeister S. Kern, der in einer packenden Eröffnungsansprache die oben angedeuteten Zusammenhänge umriß, drückte diesen Sachverhalt etwa so aus: Alles Bemühen wäre eitel, würde der geschichtliche Zusammenhang zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zerstört.

Von Villingen aus wurde der Ausgriff in den mittleren Schwarzwald unternommen. Als eine wertvolle Einführung hierfür konnte die Führung von Forstdirektor Dr. Ulrich Rodenwaldt gelten, bei der man eingangs den keltischen Fürstengrabhügel des Magdalenenbergles besuchte, von wo aus sich ein guter Blick über die Villingener Stadtlandschaft gerade in ihrem Übergangscharakter zwischen Baar und Schwarzwald, Muschelkalk und Buntsandstein, ergab. Sogar klimatisch zeichnet sich eine eigentümliche Übergangszone, der sog. Baar-Schwarzwald, ab. Damit nun wieder hängt zusammen, daß der große Villingener Stadtwald keine Buchenbestände kennt – wie der eigentliche Schwarzwald –, sondern nur Tanne, Fichte und Forche. Pollenanalytische Untersuchungen bewiesen, daß dies immer so war. Die lebhafteste Zustimmung der Teilnehmer fanden die Ausführungen des Genannten über das Waldbild, das sich aus der Bindung des Baumwuchses an Boden- und Klimaverhältnisse ergibt und somit nichts künstlich Gemachtes ist, sondern ein natürlich Gewordenes. In dieser Verbindung fiel auch das Wort vom Villingener Stadtwald als eine Art „Wald-Freilichtmuseum“. Vgl. „Der Villingener Stadtwald“ von Ulrich Rodenwaldt, 1961. Willi Paul gab in seinem Vortrag „Der Schwarzwald in geologischer Sicht“ neue Aspekte. Vor 350-300 Millionen von Jahren war der Schwarzwald Teil einer V-förmigen Decke, deren Reste sich etwa in den Triberger Graniten erhielten; noch älter als diese Gesteins-schmelzen sind die Gneise, die unter Druck gekommener Feinschutt älterer Gebirge bilden. Übrig blieb schließlich ein verflachter Gebirgsumpf. Dann sank Mitteleuropa durch 100 Millionen von Jahren ab und nahm den Abtragungsschutt der Hochgebiete auf. Ausfüllung und Absenkung hielten sich annähernd die Waage. Im Trias entstanden der rote Wüstenschutt des Buntsandsteins, der Muschelkalk als Meeresablagerung und die Keuperschichten verschiedener Herkunft; es folgten die maritimen Juraablagerungen. Dann verlandete das Meer. Nur wenige Meter über dessen Spiegel wölbte sich der sog. Rheinische Schild. Ein Grabeneinbruch von 2000–4000 m Tiefe infolge aufsteigender Flanken wurde an den Bruchrändern stark abgetragen und schließlich war der Graben fast ausgefüllt. Nun kam es zu einer zweiten Flankenhebung ohne Graben-

senkung und in dieser Verbindung zu zwei „Aufdomungen“, die parallel zueinander liefen (Hebungsbetrag 1000–2000 m). Auf der Grabenseite zerbrach die Erdkruste, da keine Widerlager vorhanden waren und es entstand ein Mosaik von Einzelschollen. Auch bildeten sich als Ursache der Alpenfaltung Bruchlinien, so der Bonndorfer Graben. Infolge jüngerer Krustenbewegungen kam es zu den bekannten flußgeschichtlichen Vorgängen, durch die die Rhône, der Rhein, die Aare und die Wutach von der Donau abgelenkt wurden. Auf der Rheinseite setzte eine tiefe Zertalung ein, denen der Schwarzwald seine, vor den Toren von Villingen beginnenden Schluchten verdankt. Auch die Folgen der eiszeitlichen Vergletscherung sind manchenorts nachzuweisen (vgl. die Karseen der östlichen Schwarzwaldseite); die Eiskappe betrug im Durchmesser 20 km.

Eine Führung von Oberforstrat Fritz Hockenjos von St. Märgen vertiefte das geologische Bild und ergänzte es nach der wald- und siedlungsgeschichtlichen Seite. Unvergesslich wird jedem Teilnehmer die Fahrt von St. Märgen nach St. Peter auf einem sonst verbotenen Waldweg entlang schwindelnder Abstürze gegen das Wildgutachtal sein.

Einen wichtigen Einblick in die Geschichte des besuchten Raumes verdanken die Teilnehmer Stadtarchivar Dr. Wollasch, der, fußend auf seiner gleichthematischen Dissertation, über „Die Anfänge des Klosters St. Georgen“ sprach. Dieses Benediktinerkloster sollte zuerst in Walda (Königseggwald) gegründet werden. Der bedeutendste der drei Gründer, Hezilo „de Egga“ saß als Reichenauer Vogt auf Burg Königsegg. Hesso, der zweite Gründer, zählte zur Nachkommenschaft der Sülchgaugrafen. Auch er war ein einflußreicher und begüterter Adeliger. Der dritte geringere Stifter, Conrad, war bei Königseggwald begütert. Im Frühjahr 1083 erklärten diese Männer den Wunsch, dem hl. Georg ein Kloster unter dem unmittelbaren Schutz des Heiligen Stuhles zu stiften. Abt Wilhelm von Hirsau, der zugezogen worden war, machte jedoch seine Mitwirkung – vielleicht auf Grund der Nähe der Reichenau – von einer Verlegung abhängig. Man entschied sich für einen Hügel im Quellgebiet der Brigach. 1084 wurde der Bauplatz gerodet. 1085 weihte Bischof Gebhard von Konstanz die Holzkirche der „cella Sancti Georgii“. 1086 schenkten die Stifter 25 Orte und Abt Wilhelm setzte den ersten Abt namens Heinrich ein. Die Familiengrablege des Hezilo wurde von Königseggwald nach St. Georgen verlegt. Der als heiligmäßig verehrte Abt Theoger (1098–1118) machte das Kloster groß; er gehörte dem Lothringer Hochadel an und war vielleicht der Bruder des Grafen Volmar von Metz. Er errichtete auch an der Stelle jener Kirche eine Steinbasilika. Auf Grund der erworbenen freien Abts- und Vogtswahl nahm er die Zähringer als Schutzzvögte an. Er starb, nachdem er vergeblich von seinem Metzener Bistum Besitz zu ergreifen gesucht hatte (1118 Weihe zum Bischof von Metz in Corvey) 1120 als einfacher Mönch in Cluny. Damit war der steile Aufstieg der

klösterlichen Entwicklung zu Ende; ihr Ergebnis waren auch mehrere Klostergründungen und -reformationen.

Ein nicht minder wichtiger Beitrag zur Kenntnis der kirchlichen Geschichte des östlichen Schwarzwaldes war die Führung von Prof. Dr. Dr. G. Merkle in Alpirsbach. Ihm ging es darum, von den hochromanischen Formen der Klosterkirche den Weg zu finden zu den Inhalten des klösterlichen Lebens, wobei man wird sagen dürfen, daß die in diesen Inhalten beschlossenen Werte in der Architektur ihre reinste, über alle Begriffe erhabene Verwirklichung fanden. Der Führende verstand es, behutsam und sicher an die hierin sich offenbarenden geistigen Welten heranzuführen. Mit zum kunst- und geistesgeschichtlichen Erlebnis der Schwarzwaldlandschaft gehörten auch das erneuerte Buchenberger Kirchlein mit seinen spätgotischen Wandbildern und dem (freilich nur in einer guten Kopie zu sehenden) romanischen „Herrgöttle“, ferner die Wallfahrtskirche Maria zur Tanne in Triberg, in deren Hochaltar das Stück einer Schwarzwaldtanne samt dem einst daran befestigten Gnadenbild steht. Hier hängt auch das Motivbild der Villinger für die wunderbare Rettung aus der Tallardschen Belagerung. Von besonderer Wichtigkeit war für die Teilnehmer sodann der Besuch der Zähringergründung St. Peter, die 1093 aus Weilheim u. T. in den Schwarzwald verlegt worden war. Unter Führung des Herrn Regens wurden die Kirche (1724–1727 von Peter Thumb) mit ihrer reichen Ausstattung, dazu die Bibliothek (Galeriefiguren nach Chr. Wenzingers Entwurf, Stukkaturen von Hans Jörg Gigl, Deckenbild von Benedikt Gambs), der Fürstensaal und das Refektorium besichtigt. In St. Märgen wurde auf die Reste der barocken Ausstattung und das Gnadenbild einer thronenden Muttergottes als Werk der südfranzösischen oder spanischen Romanik hingewiesen. In der Falkensteiner Kapelle bei Schramberg erläuterte Prof. Dr. Dr. G. Merkle das spätgotische Schnitzwerk des Altars. Vor der Kapelle, angesichts der Burgruine Falkenstein, berichtete Willy Baur über die Falkensteiner; auch Uhlands legendäres Treue-Drama wurde genannt, dies im Blick auf die Tötung von Herzog Ernst und seines Erziehers Werner von Kiburg nach einem Ausbruch aus der Burg, wobei es im wesentlichen um einen Kampf um das Herzogtum Schwaben ging. Willy Baur verdanken die Teilnehmer auch eine mit einer schönen Wanderung verbundene Erläuterung der Schwarzwaldbahn und ihrer Geschichte, die mit persönlichen Jugenderinnerungen an seine eigene Tätigkeit für diese – als Heizer – verbunden war. Das Modell dieser Bahn im Triberger Heimatmuseums konnte wegen des zeitigen Museumschlusses nicht besichtigt werden, was auch wegen der anderen Schätze dieses, allerdings sehr „attraktiv“ aufgelegenen Museums zu bedauern war. Dafür vermittelte der Besuch des Furtwanger Uhrenmuseums einen starken Eindruck von dem für den Schwarzwald einst so wichtigen Hausgewerbe der Uhrenmacherei, dem große Industrien entwuchsen. Hier hielt Oberbaurat

Dr. Mühe einen Vortrag über die Geschichte der Schwarzwälder Uhrenindustrie.

Ein ganzer Tag war dem Haus des Schwarzwaldes nach seiner haus- und volkskundlichen Seite, unter Berücksichtigung der Siedlungsgeschichte, gewidmet. Damit war der Besuch des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach verbunden, auf den ein Einführungsvortrag vorbereitet hatte. Hier bewegte man sich nun ganz im Reiche des Vortragenden, Prof. Hermann Schilli, des bekannten Verfassers eines Buches über das Schwarzwaldhaus und des Leiters jenes Freilichtmuseums. Baudirektor a. D. W. Kittel gab ein ergänzendes Referat über Freilichtmuseen in Rumänien, um dadurch auf die internationale Bedeutung der Freilichtmuseen für die Rettung alten Hausgutes hinzuweisen. In der anschließenden Diskussion herrschte volle Einigkeit über die Notwendigkeit der Förderung des Freilichtmuseumsgedankens auch in Baden-Württemberg. In der Frage: zentrales Freilichtmuseum oder regionale Freilichtmuseen neigte die Versammlung der Meinung von Prof. Schilli zu, wonach regionale Freilichtmuseen zur Zeit eine größere Aussicht auf Verwirklichung haben als ein zentrales Freilichtmuseum. Es wurde jedoch von Baudirektor a. D. W. Kittel darauf verwiesen, daß dann mindestens eine zentrale Verwaltungsstelle mit fachmännischem Mitarbeiterstab vonnöten sei. In Gutach sah man ein solches regionales Museum im Aufbau: den 1570 hier erbauten Vogtsbauernhof vom Typ des Gutacher Hauses, den Hippenseppenhof aus Katzensteig bei Furtwangen von 1599, einen der letzten Vertreter des Typs der Heidenhäuser. Das Kinzigtäler Haus wird durch ein „Stöckli“ von 1652 aus dem nahen Neubauernhof vertreten. Ferner sind beim Vogtsbauernhof alle Nebengebäude aufgestellt, die zu einem Schwarzwaldhof gehörten: ein Speicher Kinzigtäler Art vom Lehmannhof bei Oberharmersbach von 1606/26, eine 1609 erbaute Mühle vom Adamshof im Vorderlehengericht, ein Back- und Brennhäusle aus dem Bestand des Vogtsbauernhofes selbst, dazu eine 1673 erbaute Plotzsäge vom Willmershof in Schwarzenbach (über das Stöckli als weiteres Hofgebäude s. o.). Zusammen mit ihren Einrichtungen verkörpert dieses Freilichtmuseum heute schon in einzigartiger Weise eine an Haus und Hof gebundene Kulturgeschichte des Schwarzwaldes. Prof. Schilli, der führte, wurde für diese wissenschaftliche und denkmalpflegerische Leistung begeisterter Beifall zuteil.

Schließlich hörte man noch im Matthäus-Hummel-Saal, wo alle Zusammenkünfte stattfanden (Matthäus Hummel war der erste, in Villingen geborene Rektor der Universität Freiburg), Max Rieple aus eigenen Werken lesen und freute sich am Zusammenklang von Natur und Landschaft, Volkstum, Kunst und Kultur in der Melodie und dem Rhythmus sprachlicher Lautgestaltung. Den Abschluß bildete ein geselliges Zusammensein, wobei Karl Goetz und Willy Baur zur guten Unterhaltung beitrugen.

Veranstaltungen Januar bis März 1968

Die Ortsgruppen zeigen ihre Veranstaltungen durch eigene Veröffentlichungen an. Im folgenden werden die Stuttgarter Vorträge bis März 1968 bekanntgegeben; wer sich für die Führungsreihe „Kunst und Künstler der Gegenwart“ angemeldet hat, wird von deren Unternehmungen von Fall zu Fall verständigt. Bei den Vorträgen wird um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten.

Das westfälische Freilichtmuseum technischer Kulturdenkmale

– Ein neuer Weg der Darstellung –
(mit Farblichtbildern)

Vortrag von Museumsdirektor Dr. Ing. Sonnenschein

Freitag, 19. Januar, 19.30 Uhr, Kleiner Saal des Hospitalhofes, Büchsenstraße bei der Hospitalkirche.

Fastnachtliche Betrachtungen

(Einführung zur Fahrt nach Rottweil und Villingen)
(mit Farblichtbildern)

Vortrag von Willy Baur

Freitag, 9. Februar, 19.30, Saal der Stadtbücherei (Wilhelmspalais).

Rottweiler Narrensprung und Villingener Fastnacht Studienfahrt unter Führung von Willy Baur

Montag, 26. Februar, 6.00 Uhr,
Teilnehmergebühr DM 12,50. Vgl. den vorstehend angezeigten Einführungsvortrag. In das Programm wird möglicherweise die Bräunlinger und Hüfinger Fastnacht einbezogen.

Die schönsten Naturschutzgebiete von Nordwürttemberg (mit Farblichtbildern)

Vortrag von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder
Freitag, 1. März, 19.30, Saal der Stadtbücherei (Wilhelmspalais).

Stuttgarter Denkmäler

Führung von Stadtmann Hermann Ziegler

Samstag, 30. März, 14.00 (Treffpunkt wird mitgeteilt). Teilnahme nur nach Anmeldung möglich. Im Stadtinnern oder in den Stadtteilen sehen wir oft Denkmäler, Gedenksteine oder Tafeln zur Erinnerung an bedeutende Persönlichkeiten. Bei einem Spaziergang durch die Innenstadt wollen wir zuerst die dort errichteten Denkmale besichtigen. Dann sollen mit einem Omnibus die wichtigsten außerhalb des Stadtkerns angefahren werden.

Veranstaltungen 1968

Wie alljährlich, so wollen wir auch 1968 die Veranstaltungen dieses Jahres (Studien- und Lehrfahrten, Pfingsttage, Jahreshauptversammlung, Ferienwoche) in einem besonderen Verzeichnis anzeigen, das alle Mitglieder zugesandt erhalten, die in den letzten drei Jahren an entsprechenden Veranstaltungen teilnahmen. Wer es zusätzlich wünscht, wird gebeten, es schriftlich anzufordern. Der Versand wird Ende Februar/Anfang März erfolgen, also vor dem Versand von Heft 1/1968 der „Schwäbischen Heimat“, das die eigentliche Ausschreibung enthält.

Einbanddecken

Einbanddecken für die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ sind bis einschließlich 1968 vorrätig und können zum Preis von DM 2,- pro Stück, zusätzlich Porto und Verpackung, bezogen werden.

Volks- und landeskundliche Sendungen

Die volks- und landeskundlichen Sendungen des Süddeutschen Rundfunks, die seit 1962 an Werktagen um 11.30 Uhr auf Mittelwelle und UKW I zu hören waren, werden vom 2. Oktober 1967 an, jeweils von 18.35 bis 19.00 Uhr, über UKW II ausgestrahlt. Damit ist es nun wieder möglich geworden, daß auch berufstätige Hörer jene wertvollen Sendungen hören können.

Mitarbeiterin gesucht

Wir suchen auf 1. Januar 1968 oder später eine ganztägig tätige Mitarbeiterin (Arbeitszeit Montag bis Freitag 8–16.30 bei 1/2 Stunde Mittagspause). Auf vielseitige Verwendbarkeit wird Wert gelegt, doch sind dafür nur Kenntnisse in der Stenographie und Schreibmaschinenarbeit sowie gewisse rechnerische Fähigkeiten (für Zahlungseinträge auf den Karteikarten und eine einfache Spaltenbuchführung) erforderlich. Eine gute Allgemeinbildung würde als Empfehlung empfunden. Bereitschaft zur Reisebegleitung bei den Studien- und Lehrfahrten (je etwa einmal in den Monaten Mai bis Juli und September) wird vorausgesetzt. Wir bitten, sich unter Mitteilung der Gehaltsansprüche an die Geschäftsstelle, Stuttgart 1, Charlottenplatz 17 II, zu wenden (Tel. 22 32 43).

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthaus

Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

Ludwig Drees

OLYMPIA

Götter,
Künstler und
Athleten

236 Seiten. 42 Abbildungen und
eine Karte im Text, 16 Farbtafeln.

82 Schwarzweiß-Tafeln, zwei mehr-
farbige Pläne. Format 21 × 24,5 cm.

Leinen DM 45,-

Archäologen und Historiker haben die Olympische Welt wiederentdeckt. Hervorragende Abbildungen – zum Teil eigens für dieses Buch angefertigte Aufnahmen – Zeugnisse antiker Schriftsteller, jüngste Ausgrabungsergebnisse und besonders die glänzende Darstellung Drees' lassen eine Gesamtschau von Olympia farbig vor uns erstehen.

Wir erleben die erregende kulturgeschichtliche Entwicklung, werden Zeugen fesselnder Wettkämpfe im Stadion von Olympia und sehen an erlesenen Wiedergaben das Panorama antiker Kunstschönheiten an uns vorüberziehen. Die realistischen Berichte antiker Augenzeugen und die Erhöhung olympischer Wirklichkeit in der Kunst machen das Buch zu einem faszinierenden Sachbuch von Olympia und zu einer Archäologie des Sports.

W. Kohlhammer Verlag



WENN GELD –

Geld bringen soll oder Geld gebraucht wird

VOLKSBANK

Prämienbegünstigtes
SPAREN

Eine Rechnung, die immer aufgeht

12x100 DM = 1.950 DM. Stimmt denn das? In der Schule falsch, beim Prämienbegünstigten Sparen aber richtig. Eine staatliche Prämie von 20 bis 30 %, Zinsen und Zinseszinsen der Sparkasse machen mehr aus Ihrem Geld. Arbeitnehmer nutzen zusätzlich das Vermögensbildungsgesetz. 312 DM jährlich sind lohnsteuer- und sozialabgabenfrei, also weitere 100 DM gespart. — Die Rechnung geht auf. Übrigens: Wenn Sie vor dem 31. Dezember mit dem Prämienbegünstigten Sparen anfangen, gewinnen Sie auch noch ein halbes Jahr Zeit.



Wenn's um Geld geht
SPARKASSE



Württemberg

Geschichte, Landeskunde, Literatur
und Kunst in reicher Auswahl
stets am Lager

Müller & Gräff 7 Stuttgart 1 · Calwer Straße 54
Buchhandlung u. Antiquariat · Gegr. 1802 · Fernruf 29 41 74

Kohlhammer Bücherei

Jacques Benoist-Méchin, Kleopatra

Aus dem Französischen von Marianne Grund Freidberg.
336 Seiten, 8 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 16,80

„Als erster Band der neuen Reihe ‚Kohlhammer Bücherei‘ ist Benoist-Méchins Kleopatra-Bibliographie aufrichtig zu begrüßen.“
Wiener Zeitung

Jacques Benoist-Méchin, Lawrence von Arabien

Der verschwundene Traum

Aus dem Französischen von Marianne Grund Freidberg.
252 Seiten, 4 Kunstdrucktafeln, 1 Karte. Leinen DM 16,80

„Dieses Werk besticht durch die Klarheit, mit der der Autor die Figur des Obersten Lawrence erfaßt, sie aus dem Bereich der Legende rückt und mit unbestechlicher Genauigkeit fixiert.“
Kölnische Rundschau

Jacques Benoist-Méchin, Alexander der Große

Der Traum, der die Welt veränderte

Aus dem Französischen von Marianne Grund Freidberg.
224-Seiten. 10 Kunstdrucktafeln. 2 Karten. Leinen DM 16,80

„Die Biographie, die Benoist-Méchin vorlegt, zeichnet das Ringen um eines der grandiosesten Vorhaben der Geschichte auf farbige Weise nach.“
Passauer Neue Presse

Jacques Levron, Ludwig XV.

Der Vielgeliebte

Aus dem Französischen von Marianne Grund Freidberg.
259 Seiten. 8 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 19,50

Ludwig XV. — glanzvolle Feste am Versailler Hof, gepuderte Perücken und lebenshungrige Mätressen. Dennoch — der Schein trügt.

Erst Jacques Levron hat ein ausgewogenes Porträt des Herrschers und des Menschen Ludwig XV. geschaffen. Gleichzeitig wird die bewegte Geschichte des 18. Jahrhunderts wieder lebendig.

W. Kohlhammer Verlag



François Chamoux

Die Kunst der Griechen

Aus dem Französischen von Eva Rapsilber. 107 Seiten. 32 ganz- bzw. doppelseitige Farbtafeln, 20 Farabbildungen im Text, 9 ganz- bzw. doppelseitige Schwarzweiß-Tafeln, 29 Schwarzweiß-Abbildungen im Text, Format 24,5×27,5 cm. Leinen DM 39,-

„Ist über die griechische Kunst noch Neues zu sagen, ein Buch zu schreiben, das sich aus der unübersehbaren Zahl der Bücher heraushebt? Chamoux ist es gelungen. Sein Band stellt die Farbigkeit der griechischen Plastik in das Zentrum seiner Darstellung, die sich auf das Kunsthandwerkliche und die für die gesellschaftliche Erhellung wichtigen Gebrauchsgegenstände stützt. Ein lesbarer und bestechender Text mit vorbildlicher Beschreibung der hervorragend abgebildeten Werke.“

Rheinische Post

Raymond Bloch

Die Kunst der Etrusker

Aus dem Französischen von Ursula Knöller. 104 Seiten. 1 Karte. 8 Strichzeichnungen, 50 Schwarzweiß-Tafeln, 40 Farbtafeln. Format 24,5×27,5 cm. Leinen DM 39,-

„Der vorliegende Band zeigt vieles (und oft in neuer Sicht und Optik), was selbst guten Kennern des Stoffes nicht vertraut ist. Der Text begleitet die Bilder so unmittelbar und eindringlich, daß ein geschlossenes Geschichts- und Lebensbild entsteht.“

Die Welt der Literatur

Germain Bazin

Kunst aller Zeiten und Völker

592 Seiten mit 737 Abbildungen im Text, 16 Farbtafeln, 1 Zeit-
tafel. Leinen DM 19,80

„Bazin breitet in einem blendenden Resümee Grundgedanken der Kunstbetrachtung aus, durchheilt Jahrtausende, um die gleichen Impulse hier und dort zu treffen, und entläßt den Leser mit dem Hinweis auf die schöpferische, stilbildende Kraft, die aus der Spannung zwischen Morgen- und Abendland, zwischen dem Irrationalen und dem Rationalen entsteht. Er zog aus kaum abzumessendem Stoff ein kristallines Konzentrat, in dem sich die Welt und die Jahrtausende scharf zu spiegeln vermögen.“

Neue Zürcher Zeitung

Robert Oertel

Die Frühzeit der italienischen Malerei

258 Seiten. 128 Schwarzweiß-Abbildungen, 12 Farbtafeln. Format 18,5×24,5 cm. Leinen DM 56,-

„Oertels Darstellung vereinigt wissenschaftliche Akribie mit einer überzeugenden Gesamtschau und Deutung auf Grund neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse. Im Mittelpunkt steht Giotto, dessen Wirken zugleich in seiner ‚Geschichtlichkeit und geistig-künstlerischen Gegenwart‘ einsichtig gemacht wird. Der Kunstfreund wird es besonders begrüßen, daß auch die zum großen Teil erst in den letzten Jahrzehnten wiederentdeckte Tafel- und Wandmalerei des 12. und 13. Jahrhunderts einbezogen wurde.“

Die neue Bücherei

Fritz Baumgart

Geschichte der abendländischen Malerei von den Anfängen bis zur Gegenwart

3., erweiterte Auflage. 275 Seiten, 40 Farb- und 128 Schwarzweiß-Tafeln. Format 19×27 cm. Leinen DM 36,-

„Man soll mit Superlativen vorsichtig sein, dennoch möchten wir nicht zögern, diesem Werk die Krone unter den Kunstbüchern der letzten Jahre zu reichen.“

Weltstimmen

Paul Ferdinand Schmidt

Geschichte der modernen Malerei

9. Auflage. 325 Seiten Gesamtumfang mit 67 Textzeichnungen, 61 Farbtafeln. Format 19×17 cm. Leinen DM 36,-

„Vierzig hervorragende Farbtafeln, zum größten Teil aus Privatsammlungen gewonnen und daher von Seltenheitswert, eine Fülle bester Graphik, ein sehr präziser Bilderteil, dazu ein kritischer, lebhafter Text, der die Dinge der Kunst nicht nur um ihrer selbst willen schätzt, sondern mit dem Geist der Zeit in Zusammenhang bringt – in der Tat: diese Geschichte der modernen Malerei ist bewunderungswürdig und vom Verlag mit einer geradezu sensationellen Gediegenheit und Kostbarkeit ausgestattet.“

Stuttgarter Zeitung

W. Kohlhammer Verlag





DIE VORARLBERGER BAROCKBAUMEISTER

von Norbert Lieb und Franz Dieth

Erweiterte Neubearbeitung des Standardwerkes unter Berücksichtigung neuer Forschungsergebnisse. 140 Seiten Text mit Meisterverzeichnissen, Stammtafeln und Übersichtskarten. 176 Kunst-drucktafeln mit 272 Abbildungen. Ganzleinen mit Goldprägung DM 40.-

Aus den Tälern des Bregenzerwaldes zogen im 17. und 18. Jh. Baumeister aus, die die Architektur Süddeutschlands bestimmten und noch weit darüber hinaus bis ins Elsaß und nach Südost-frankreich, nach Böhmen, Rußland und Ungarn tätig wurden. Diese hochspezialisierten Saisonarbeiter stellen eine merkwür-dige, interessante gesellschaftliche Gruppe dar. Nach ihren erhaltenen Dokumenten, ihren Zunftlisten werden die Vorarl-berger Baumeister hier zum erstenmal ausführlich dargestellt. In der Barockarchitektur Süddeutschlands erlangten sie Bedeu-tung als Träger einer strengen, maßvollen Schule, die beson-ders die Wandpfeilerarchitektur pflegte, in der das Gerüst des Baues, die Gliederung, stärker betont wird als z. B. im Bayeri-schen, wo die Freude an Figuren und Ornament den Bauten das Gesicht gibt. Die Auseinandersetzung mit der Vorarlberger Richtung der Architektur Italiens, Österreichs, Bayerns, Schwa-bens ist hochinteressant zu verfolgen. Prof. Lieb leistet diese Arbeit mit wissenschaftlicher Akribie, die stets das Gesamte der reizvollen Barockarchitektur Süddeutschlands im Auge be-hält. Die großen, ausgezeichneten Abbildungen dieses Buches lassen die Entwicklung deutlich erkennen und dokumentieren die Bauten mit allen Feinheiten der Foto- und Buchdrucktechnik.

Unser Bild:

Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee von Peter Thumb

Die erste erfolgreiche Auflage dieses Standardwerkes wurde durch den Autor überarbeitet, wissenschaftlich auf den neue-sten Stand gebracht und im Bild- und Textteil erweitert.

SCHNELL & STEINER · MÜNCHEN 21

Gerhard Storz

Professor an der Universität Tübingen, Kultusminister a. D.

Schwäbische Romantik

Dichter und Dichterkreise im alten Württemberg

164 Seiten. Leinen DM 19,80

Es ist ein merkwürdiges Phänomen, daß sich in den ersten Jahr-zehnten des 19. Jahrhunderts mit einemmal eine steil ansteigende dichterische Produktivität in Schwaben entwickelte, in einer Land-schaft also, die lange Zeit im literarischen Leben Deutschlands wenig oder doch nur gelegentlichen Anteil hatte, selbst Schiller und Hölderlin blieben in ihrer Zeit fast isoliert.

Zwei Phasen sind deutlich unterscheidbar: der Kreis um Uhland – auch die „Schwäbische Schule“ genannt – mit Justinus Kerner, Gustav Schwab, Karl Mayer als bedeutenderen Mitgliedern; dann die jüngere Generation mit Eduard Mörike, Wilhelm Waiblinger, Ludwig Bauer, Gustav Pfizer und Karl Zimmermann.

Es erweist sich, daß dieses literarische Geschehen vielfach in einer landschaftlichen Sonderstellung, im „Eigenbrötlerischen“ stecken-blieb. Die vergrößerte Distanz und der Wandel der Geschichte haben unser Verhältnis zu jener Geistesepoche in wesentlichen Punkten verändert. So setzt auch Gerhard Storz, hervorragender Kenner der schwäbischen Literatur, notwendigerweise andere, kritischere Akzente als diejenigen, die sich vor ihm um ein Ver-ständnis jener Zeit bemüht haben.

Wir erleben heute eine gewisse „Umwertung“ der schwäbischen Romantik. Während etwa das Werk Uhlands noch zu Anfang unseres Jahrhunderts starkes Gewicht hatte, findet es selbst in der Literaturwissenschaft kaum noch größere Beachtung. Mörike hin-gegen, der zu seinen Lebzeiten abseits stand, tritt immer deutlicher in den Blickpunkt allgemeinen Interesses.

Die von Gerhard Storz höchst anschaulich geschriebene historische und interpretierte Übersicht über die Dichterkreise der schwäbi-schen Romantik ist für alle an der deutschen Literatur und der schwäbischen Geistesgeschichte Interessierten eine wahre Fund-grube.

W. Kohlhammer Verlag



J.W.H.
1826

Bücher zu Weihnachten

von

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG

STUTTGART N

KÖNIGSTRASSE 17

zwischen Commerzbank und Salamanderbau

TELEFON (0711) 29 18 46/47

Kabern. Märcker

ADREMA Adressier- und Organisations-Anlagen
ADREMA Postbearbeitungsmaschinen
APECO Elektrostatische Photokopiergeräte
ROTO Bürodruker und Vervielfältiger
WANDERER Buchungsautomaten
WANDERER Elektronische Rechenautomaten
WANDERER Fakturier- und Abrechnungsautomaten

Stuttgart N · Fritz-Elsas-Straße 48 · Telefon 22 55 41

neuzeitliche Büromaschinen

Lebenserinnerungen von Max Kohlhaas

Obermedizinalrat in Stuttgart

Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages

herausgegeben von Wilhelm Kohlhaas

163 Seiten. 9 Bildtafeln. Leinen DM 16,80, broschiert DM 14,20

Die Herausgabe der Lebensaufzeichnungen von Max Kohlhaas hält das Bild jener vergangenen Epoche fest, die sich von der Reichsgründung (1871) bis zu den schweren Tagen der jüngsten Vergangenheit erstreckt.

Nach glücklichen Jugendjahren im alten Stuttgart, denen frohes akademisches Erleben und ernstes wissenschaftliches Bemühen folgt, werden weite Reisen unter den damals so ganz anderen Bedingungen geschildert: in die eben erst erworbenen deutschen Kolonien, in das Rußland der Zaren und in andere Länder, in denen sich Max Kohlhaas mit offenen Augen umgesehen hat, was ihm, dem ungewöhnlich sprach-

kundigen Mann, viele Möglichkeiten erschloß. Höchst eindrucksvoll ist der Bericht über den Kampf des jungen Arztes gegen die Hamburger Cholera-Epidemie im Jahre 1892. Es schlossen sich idyllische Jahre als Landarzt im Remstal und ein erfolgreiches ärztliches Wirken in Stuttgart während der letzten Jahre des Königreiches Württemberg an. Das gemeinsame Erleben des Ersten Weltkrieges mit zuverlässigen Helfern und Kameraden in der Heimat und im Feld endet in der militärischen Niederlage und im Umsturz des Novembers 1918 und in einer tiefgreifenden, heute noch wirksamen sozialen und wirtschaftlichen Umschichtung.

Viele Erinnerungen werden durch diesen Band geweckt bei all denen, die den in Stuttgart hochbetagt verstorbenen Obermedizinalrat Dr. Max Kohlhaas noch als Arzt gekannt haben. Für jene, die diese Zeit nicht miterlebten, werden hier von einem, der seine Zeit voll ausnutzte, die Welt zu sehen und den Menschen tätig zu helfen, Zeitbilder von großem Reiz entworfen.

W. Kohlhammer Verlag



WÜRTTEMBERGISCHE BANK

Stuttgart

Niederlassungen:

Friedrichstraße 22 Ruf 29 94 01

Eberhardstraße 20 Ruf 24 60 04

Goldabteilung Ruf 24 59 80

Göppingen

Hechingen

Metzingen

Nürtingen

Ravensburg

Reutlingen

Schorndorf

Sindelfingen

Tübingen

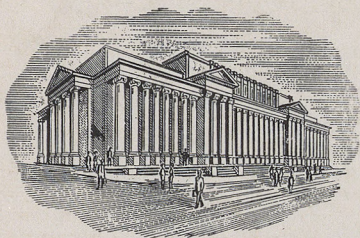
Uhringen

Ulm

Ulm-Weststadt

Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT



STUTT GART IM KÖNIGSBAU

Postfach 2623 Telefon 29 51 37/38, 29 69 06/07, 29 68 63 Telex 07-23 812

Sparen ist eine schwäbische Tugend -
es schafft Vermögen und gibt Sicherheit.

Mit verantwortungsbewußter und
individueller Beratung sorgen wir für die
bestmögliche Verzinsung Ihres Geldes.

Zum eigenen Heim durch Wüstenrot

Wüstenrot ermöglicht auch Ihnen den Erwerb
von Haus- oder Wohnungseigentum. Bitte ver-
langen Sie die Informations-Broschüre

Man kommt zu was durch Wüstenrot

direkt beim Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg.

Größte deutsche Bausparkasse

Wüstenrot



M

Ihre
Anzeigenaufträge
nimmt
entgegen:

W

Merkur-Werbung
Stuttgart-S
Staffenbergstraße 44
Postfach 740
Telefon 24 63 58 / 59 / 50



Wissen Sie,
daß der Staat Ihnen auch
1968 Geld schenken will?

Ganz einfach: für einen prämienbegünstigten Sparvertrag!
Denn beim prämienbegünstigten Sparen erhalten Sie
außer den üblichen Zinsen und Zinseszinsen
eine Sparprämie des Staates von 20 bis 30 Prozent.
Ein Geschenk, das Sie mitnehmen sollten.
Besondere Vorteile bietet die Kombination
„Vermögenswirksame Leistung“
nach dem 312-DM-Gesetz
mit „Prämienbegünstigtem Sparen.“
Möchten Sie mehr wissen...?

Fragen Sie
die **DEUTSCHE BANK**

83

5. DEZ. 1967